

Wilhelmine

Nr. 13, 2005, herausgegeben von der Gleichstellungsbeauftragten der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster



MIT KIND
an der Universität
Münster

Inhaltsverzeichnis

Titelthema MIT KIND an der Universität Münster

- 2-7 Alma Mater und ihre Kinder. Studierende Eltern berichten
- 8-9 Fremde Welten? Martin Pauls Erlebnisse als Vater in der Elternzeit
- 10 Die neue Broschüre „Studieren mit Kind“
- 11 Die Elternzeit als Chance für die Vereinbarung von Familie und Beruf

Gleichstellungsprojekte

- 12-13 Personal Relations für die Physik.
Prof. Dr. Cornelia Denz und ihre Projektgruppe
- 14-16 Betrifft: Ihre Ausschreibung einer Professur.
Bewerbungstraining für Nachwuchswissenschaftlerinnen
- 17-19 Die Sommerschule „Rhetorik und Geschlechterdifferenz“

Personalia

- 20-22 Dr. Bettina Böhm - Interview mit der Kanzlerin der Universität Münster
- 23 Personalnachrichten

Gender Studies

- 24-25 Engineering Gender. Bericht über die Tagung von genus -
Münsteraner Arbeitskreis gender studies
- 26-28 Die schlaue Art zu waschen?
Forschungsprojekt über die „Neue Dienstmädchenfrage“

Porträts

- 29-31 Der Teufel steckt im Detail.
Christiane Schettler und Kathrin Schwarte berichten über ihre Arbeit im Labor
- 32-33 Schmerz lass nach.
Ingrid Gralow - Expertin für Schmerztherapie

Rubriken

- 34 Webseiten
- 35-37 Rezensionen
- 38-39 Kurz berichtet
- 40 Impressum

Liebe Leserinnen und Leser,

unsere Titelstory widmet sich einem Thema, das für viele erst in der Zeit nach Ausbildung und Studium relevant wird. Studierende mit Kind, aber auch Väter in der Elternzeit sind Ausnahmefälle, möglicherweise aber auch erste Vorzeichen für eine Trendwende in Richtung partnerschaftlicher Familienplanung. In der *Wilhelmine* berichten studierende Eltern und ein junger Vater aus der Elternzeit über ihre Erlebnisse und Erfahrungen.

Im Rückblick zeigt sich das Jahr 2004 für Fragen der Gleichstellungspolitik an der Universität Münster als besonders ereignisreich. Die finanziellen Mittel aus dem universitätseigenen Frauenförderprogramm konnten in mehreren innovativen Projekten umgesetzt werden, die von verschiedenen Gremien und Fachbereichen angeregt wurden. So profitierten bei der Trainingsmaßnahme „Von listenfähig bis gelistet“ 27 junge Wissenschaftlerinnen von einem Coaching, das die Wege zur Berufung auf eine Professur transparent macht. Die zweiwöchige Sommer Schule „Rhetorik und Geschlechterdifferenz“ brachte für vierzig Teilnehmende eine intensive Auseinandersetzung mit der Theorie und Praxis der Redekunst. Darüber hinaus haben in diesem Jahr erneut mehrere Wissenschaftlerinnen einen Ruf an die Universität Münster angenommen und Professuren in den Fächern Informatik, Jura und Germanistik besetzt. Mit Dr. Bettina Böhm als neuer Kanzlerin trat erstmals eine Frau an die Verwaltungsspitze der WWU. Die Beiträge in diesem Heft lassen das bewegte Jahr 2004 noch einmal Revue passieren.

Die Wilhelmine-Redaktion

Das liebe Geld

Die Stipendienbroschüre des Büros der Gleichstellungsbeauftragten erscheint Anfang 2005 in einer Neuauflage.

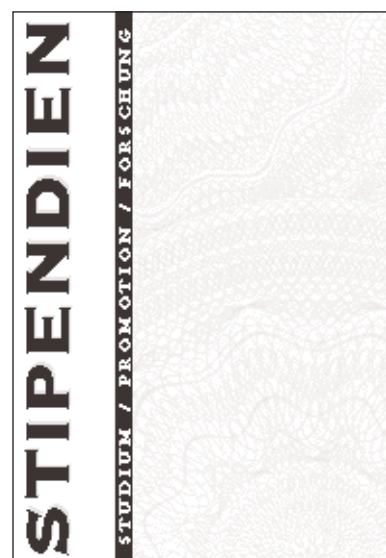
Mit der Broschüre möchte die Gleichstellungsbeauftragte der Universität Münster gezielt Studentinnen, Doktorandinnen und Nachwuchswissenschaftlerinnen über bestehende Fördermöglichkeiten informieren und sie motivieren, sich um ein Stipendium zu bewerben.

Die Neuauflage der Broschüre wird Anfang 2005 in einem stark erweiterten Umfang erscheinen. Dargestellt werden zahlreiche Studienstiftungen mit ihren Programmen, Finanzierungen und Anforderungsprofilen innerhalb der Studien- und Graduiertenförderung. Des Weiteren gibt die Broschüre Auskunft über die Möglichkeiten von Promotions-, Habilitations- und Auslandsstipendien.

Auf der Suche nach finanzieller Förderung haben Studierende und Graduierte die Wahl zwischen vielen kleinen Stiftungen und großen bundesweiten Begabtenförderungswerken. Der Riese unter ihnen ist die Studien-

stiftung des deutschen Volkes. Weitere Stiftungen werden von Parteien, Kirchen und Gewerkschaften getragen und zahlen ebenfalls einheitliche Förderbeträge nach den Bafög-Richtlinien. Die Broschüre wird auf der Homepage des Büros der Gleichstellungsbeauftragten als pdf-Datei veröffentlicht. Die gedruckte Version kann kostenlos angefordert werden.

<http://www.uni-muenster.de/Rektorat/Gleichstellung/>





Alma Mater und ihre Kinder

Studierende Eltern berichten über ihr Leben zwischen Scheinerwerb und Schnuller geben

Die Projektgruppe „Online-Tagebücher von Kriegsreportern“ tagt. Hochkonzentriert wird über Methoden, Probleme und Ergebnisse der Kriegsberichterstattung diskutiert. Einzig die Gedanken des Dozenten schweifen kurz ab. Er richtet seinen Blick prüfend in einen Winkel des Seminarraums. Dort liegt Hanna, die Tochter einer der Projektteilnehmerinnen, auf einer warmen Decke und quetscht vergnügt vor sich hin. Alles scheint in Ordnung zu sein. Beruhigt wendet sich der Dozent wieder den Studierenden zu. Die Mutter der Kleinen registriert die Besorgnis des Professors amüsiert, denn obwohl Hanna erst ihr

erstes Semester absolviert, fühlt sie sich an der Universität pudelwohl. Hanna studiert mit ihren Eltern, der 23-jährigen Nicole Riedel und dem 27-jährigen Sebastian Lautenfeld an der Westfälischen Wilhelms-Universität die Fächer Kommunikationswissenschaft, Psychologie und Sportwissenschaft und an der Fachhochschule Münster Pflegemanagement. Dass sie tatsächlich mit zu den Veranstaltungen geht, ist allerdings eine absolute Ausnahme. Regelmäßiger sind die drei dagegen in der Mensa verabredet. Hanna sitzt dann stolz im extra hohen Kinderstuhl. Mittlerweile isst sie sich routiniert durch die diversen Aktionsgerichte, Stammmenüs und Grillangebote.

Erziehen im Tandem

Sebastian und Nicole mögen ihr Leben mit Hanna und Studium. Als besonders anstrengend oder schwierig empfinden sie es nicht. Den Entschluss, während des Studiums ein Kind zu bekommen, haben die beiden ganz bewusst gefällt und sich im Voraus gründlich informiert. Dabei spielte die Meinung anderer keine Rolle. „Die Entscheidung für ein Kind haben wir alleine getroffen, ohne stundenlange Diskussionen mit Freunden und Verwandten“, erzählt Nicole. Nach reiflicher Überlegung waren sich die beiden sicher, dass sie noch während des Studiums Eltern werden wollten. „Den perfekten Zeitpunkt für ein Kind gibt es eigentlich nicht“, sagt Sebastian. „Oder wäre es etwa nach dem Studium, wenn ich den ganzen Tag arbeite und die Kleine abends nur für ein paar Minuten sehen könnte?“ Ihrer Idealvorstellung von einer gemeinsamen

Erziehung würde das Paar dann an den Wochenenden hinterherlaufen. Nicole malt sich die Rolle der Vollzeitmutter in düsteren Farben aus. Sie wechselt die Windeln, kocht, wäscht, räumt abends das Kinderspielzeug aus dem Weg, trägt die zahnende Tochter nachts herum, damit der Vater schlafen kann. Alles Aufgaben, die sie sich heute mit Sebastian teilt, die beide gerne machen, aber eben nicht immer und nicht ausschließlich. Ihr Dasein als studentische Eltern gerät weniger zum Spagat, als zur geliebten Doppelrolle. „Wenn ich den ganzen Tag mit Hanna zu Hause wäre, würde mir die Decke auf den Kopf fallen“, davon ist Nicole überzeugt und mit einem Lächeln sagt sie: „An der Uni treffe ich Leute, die nicht über Windeln reden“.

Plötzlich und unerwartet

Aber nicht immer verläuft im Leben alles nach Plan. Sylvia Steckel hatte sich in ihrem Studium der Kommunikationswissenschaft ganz auf ihre berufliche Zukunft konzentriert. Sie verdiente nebenher ihr Geld als freie Mitarbeiterin bei einer lokalen Zeitung, hospitierte beim WDR-Hörfunk in der Produktionsassistenten und konnte dort anschließend als freie Mitarbeiterin weiter arbeiten. Dem Ziel vieler junger Journalistinnen, nach dem Studium ein Volontariat zu ergattern, schien sie zunehmend näher zu rücken. Sylvia hatte nicht nur alle Scheine vorliegen, sondern auch schon eine konkrete Idee für ein Masterarbeitsthema. Und dann kam doch alles ganz anders: Sie wurde schwanger.

„Die Umstände waren alles andere als optimal“, erinnert sich die

31-jährige heute, während ihre Tochter Viktoria neben ihr gerade konzentriert versucht, eine riesengroße Kugel Eis zu ihrem Mund zu balancieren. „Mein Freund wohnte in München, die Beziehung war gerade einmal vier Monate alt und ich hatte gerade mit meinem Examenskolloquium begonnen“, erzählt Sylvia weiter, nachdem sie Viktoria davon überzeugen konnte, lieber nicht die gesamte Portion auf einmal zu essen. Trotz allem entschied sie sich für die große Herausforderung, Kind und Magisterarbeit zu verbinden. Es war Oktober als die Examenskandidatin von ihrer Schwangerschaft erfuhr und von da an ging alles sehr schnell.

Die folgenden Wintermonate verbrachte sie mit Wohnungssuche, zog hochschwanger nach München zu ihrem Freund und arbeitete an ihrem Exposé für die schriftliche Arbeit, das sie gerade rechtzeitig einen Tag vor Viktorias Geburt abschicken konnte. „Ursprünglich wollte ich mir nach der Geburt drei Monate geben, um dann mit dem Schreiben anzufangen“, erinnert sich Sylvia.

Ganz so einfach war das jedoch nicht. „Die ersten Monate mit einem Kind sind nämlich ganz

schön hart“. Sie blickt auf die Zeit nach der Geburt zurück. Der Freund arbeitete zwölf Stunden am Tag, also blieb sie bei Viktoria. Als die Beziehung in die Brüche ging, zogen Mutter und Tochter zurück nach Münster, wo Sylvia jetzt intensiv die Magisterarbeit vorantreibt. Ihr Töchterchen Viktoria ist heute zwei Jahre alt und Sylvia allein erziehend. Sie bewältigt die dreifache Herausforderung Kind, Examen und Unterhaltssicherung. Die beiden sind inzwischen ein eingespieltes Team und meistern den nicht immer einfachen Alltag zusammen.

Baby an Bord als Ausnahme

Nicole, Sebastian und Sylvia gehören mit ihren Kindern an deutschen Universitäten zu einer relativ kleinen Minderheit. Laut der Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks 2004 haben nur sechs Prozent aller Studierenden Kinder. In der DDR sollen es vor der Wende angeblich zwischen dreißig und vierzig Prozent der Studierenden gewesen sein, die ihre Vorlesungen und Seminare absolvierten und daneben ein oder zwei Kinder aufzogen. Mittlerweile haben sich aber auch die neuen Bundesländer an

die seit langem stabil bleibende niedrige Zahl der Studierenden mit Kind angepasst.

Im Durchschnitt sind studierende Eltern 34 Jahre alt, also deutlich älter als Studierende ohne Kinder. Ursache hierfür sind meist ein späterer Studienbeginn oder eine längere Dauer des Studiums. Unterbrechungen aufgrund von Erziehungszeiten oder Erwerbsarbeit sind wesentlich häufiger als bei den kinderlosen Kommilitonen. Junge Eltern an der Hochschule sind nach wie vor eine Ausnahme. Rechnet man die vom Deutschen Studentenwerk ermittelten Durchschnittswerte allerdings auf die Studierendenzahlen der Universität Münster um, so müssten nach dieser vorsichtigen Schätzung immerhin mehrere hundert ihr Studium mit Kind an der WWU absolvieren.

Für Jessica Upritchard, stellvertretende Gleichstellungsbeauftragte der Universität Münster aus der Gruppe der Studierenden, ist die Beratung von studentischen Eltern ein wichtiger Teil ihrer Arbeit. Die meisten Anfragen, die sie erreichen, betreffen Betreuungsmöglichkeiten, Finanzierungshilfen und die Studienkonten, auf denen pro Kind vier Semester gut



Nicole Riedel und Sebastian Lautenfeld erziehen ihre Tochter Hanna gemeinsam



Sylvia Steckel und ihre Tochter Viktoria stellten sich der Herausforderung Examen.

geschrieben werden. In den Gesprächen hat sie gelernt, dass fast alle am Anfang den enormen Arbeitsaufwand für ein gerade geborenes Kind unterschätzt haben. „Ich empfehle daher jeder, sich für die ersten Monate nach der Geburt beurlauben zu lassen. Gerade nach der Einführung der Studienkonten ist das besonders wichtig“. Allerdings können Urlaubssemester nicht rückwirkend bewilligt werden, sondern müssen vor Beginn eines Semesters beantragt werden. Ein Merkblatt für studentische Eltern und Antragsformulare für Bonussemester finden sich auf den Internetseiten:

<http://www.uni-muenster.de/Rektorat/Gleichstellung/studienkonten.html>
und
http://www.uni-muenster.de/asta/download/hochschulpolitik/antr_bonus.pdf

Fehlende Rückzugsräume

Hannas Mutter Nicole hat die Universität während der Stillzeit weiter besucht und ist froh, diese Phase überstanden zu haben, die von den Bedingungen her vermutlich die schwierigste war. „An der Uni mangelt es an Rückzugsmöglichkeiten, es gibt kaum ruhige

Ecken, in denen man vernünftig sitzen und ein Kind stillen kann und auch mit akzeptablen Wickelplätzen sieht es schlecht aus“. Einen eigenen Still- und Wickelraum wie manche Campus-Universitäten hat die WWU noch nicht im Angebot. Nicole und Sebastian nehmen solche Zustände gelassen. „Dann wird die Kleine eben an ungewöhnlichen Orten gewickelt“. Die Kommilitonen kümmert es wenig. Negative Reaktionen auf ihren Nachwuchs haben Hannas Eltern bis heute nicht erfahren. Obwohl nur verschwindend wenige Mitstudierende auch Eltern sind, bleibt es Nicole erspart, gegen das Vorurteil der biedereren Mutter kämpfen zu müssen. Neben dem Studium bleibt dank guter Organisation noch eine ganze Menge Zeit, die Nicole, Sebastian und Hanna gemeinsam verbringen. Der Wunsch danach prägt die Stundenpläne, Referatstermine und Klausurphasen. Das bedeutet entsprechend hohen Koordinationsaufwand am Anfang eines Semesters. Nebenbei noch zu arbeiten ist dann nicht mehr möglich. Trotzdem haben die beiden keine finanziellen Schwierigkeiten. „Es ist schon eine Erleichterung, in einem Sozialstaat zu le-

ben, der Familien besonders fördert“, erklärt Sebastian. „Für Hanna bekommen wir Erziehungs- und Kindergeld. Natürlich sind das keine riesigen Summen, aber so eine Kleine verursacht ja auch nicht so viele Kosten“. Ohne die finanzielle Unterstützung der Großeltern würde es allerdings nicht gehen. Wenn Hanna aber alt genug ist, um sich Reitstunden, Klavierunterricht und Markenkleidung zu wünschen, wollen Sebastian und Nicole ihr Studium längst abgeschlossen haben und über ein gesichertes Einkommen verfügen.

Kinder bleiben Frauensache

Wächst das Kind in einer Partnerschaft auf, herrscht auch bei den Studierenden, entgegen dem Beispiel von Nicole und Sebastian, meist die traditionelle Arbeitsteilung vor. Das belegt die Erhebung des Deutschen Studentenwerks. Der Vater ist in der Regel neben dem Studium erwerbstätig, während die Mutter sich um den Nachwuchs kümmert. Im Durchschnitt bleiben ihm dabei allerdings mehr Zeit für sein Studium als ihr. Mütter investieren etwa fünf Stunden weniger pro Woche für Seminare und Scheinerwerb als die Väter. Leider wurde in der Erhebung darauf verzichtet, neben dem zeitlichen Aufwand für Studium und Erwerbstätigkeit auch den für die Kindererziehung zu erfragen. Immerhin stellt der Bericht aber fest, dass sich fast fünfzig Prozent der Mütter „de facto“ in einem Teilzeitstudium befinden.

Jessica Upritchard kann daher bestätigen, dass Kinderfragen auch bei jungen Studierenden meistens Frauensache sind. „In meiner Sprechstunde haben mich bis auf zwei Ausnahmen bislang nur Frauen besucht, auch wenn sie ihr Kind zusammen mit einem Partner haben“. Zum Problem kann dies allerdings werden, wenn der Übertritt ins Berufsleben ansteht.

Eine Studie des Hochschul-Informations-Systems (HIS) zeigt, dass sich eine Elternschaft während des Studiums nur für die Mütter negativ auswirkt. Diese müssen im Vergleich zu den Studierenden ohne Kind mit Einkommenseinbußen rechnen, während dies bei den Vätern nicht der Fall ist. Ein aktuelles Gutachten des Wissenschaftlichen Beirates für Familienfragen beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend formuliert unmissverständlich, „dass das ‚Erwerbsrisiko Elternschaft‘ nahezu ausschließlich von den Frauen getragen wird“.

Die Initiative *Madame Courage*

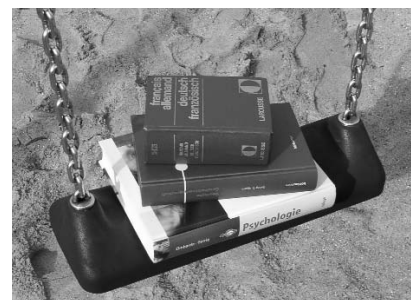
Während Sylvia Steckel vormittags für ihre Examensarbeit an der Inhaltsanalyse über US-amerikanische Werbung feilt, ist Viktoria mit fünf anderen Kindern bei der Tagesmutter. Zum Glück weiß die angehende Kommunikationswissenschaftlerin ihre Tochter dort gut aufgehoben und kann den Morgen nutzen, um ihrem Abschluss einen Schritt näher zu kommen. Wenn sie Viktoria nachmittags um drei abholt, verbringen die beiden den Rest des Tages gemeinsam. Mit Anhänger am Fahrrad fahren sie einkaufen und erledigen Besorgungen, sie spielen und lesen zusammen, mit Kinderwagen joggt Sylvia zum Spielplatz. So kommen beide auf ihre Kosten. Morgens etwas für den Geist, nachmittags und abends intensive Zeit mit Viktoria – der Tagesablauf könnte perfekt sein, wären da nicht die ständigen finanziellen Sorgen. Als Studentin hat Sylvia kein Anrecht auf Sozialhilfe. Bafög bekommt sie aber auch nicht, da sie die Regelstudienzeit bereits überschritten hat. „Der Studierendenstatus ist der schlechteste, den man in meiner Situation haben kann“, fasst die junge Mutter das Problem zusammen. Würde sie ihr Studium abbrechen,

hätte sie zwar keinen Abschluss, aber Anspruch auf staatliche Unterstützung. Eine Milchmädchenrechnung, denn mit abgebrochenem Studium wäre sie vermutlich für Jahre auf Sozialhilfe angewiesen. Damit es nicht so weit kommt, kämpft Sylvia dafür, sich und ihre Tochter die letzten Monate vor ihrem Abschluss über Wasser zu halten. Tag für Tag steht sie vor der dreifachen Herausforderung, sich gut um ihre Tochter zu kümmern, ihr Studium abzuschließen und ihren Lebensunterhalt zu organisieren. Unterstützt wird sie dabei von der Initiative *Madame Courage*, auf die sie durch die Broschüre „Alleinerziehend in Münster“ aufmerksam wurde. Die Initiative ist ein komplett durch Spenden finanziertes Projekt, das allein erziehenden Studierenden während der Examensphase einen Zuschuss zahlt. „Ohne diese Förderung hätte ich abbrechen müssen“, betont Sylvia stellvertretend für die mittlerweile 45 Mütter, die in den letzten fünf Jahren dank der Initiative ihr Studium zu Ende bringen konnten.

„Die finanzielle Lage von allein Erziehenden ist wirklich ausgesprochen schwierig“, bestätigt Jessica Upritchard. Das Erziehungsgeld von etwa 300 Euro monatlich gibt es nur zwei Jahre lang, das Kindergeld, das dann noch bleibt, beträgt etwa 150 Euro. Hinzu kommt auf Antrag ein Zuschuss für Kinderbetreuungskosten. Wenn der Vater nicht freiwillig zum Unterhalt beiträgt, beginnt eine nervenaufreibende Auseinandersetzung über das Jugendamt. „Ohne Angebote wie *Madame Courage* und die Darlehen des AStA bliebe vielen, die keine Unterstützung von den Eltern bekommen, nur der zwangsläufige Verzicht auf den Studienabschluss“. Die meisten müssen ihren ursprünglichen Lebensplan komplett umschreiben.

Gute Kinderstuben

Nicole und Sebastian wohnen mit Hanna in einer geräumigen Dachwohnung in Münster. Während Nicole einen Tee kocht, kommt ihre Tochter herbeigeckrabbelt. Neugierig und kein bisschen verwundert schaut Hanna den Besuch an. Sie ist es gewohnt, dass fremde Menschen in ihrem Zuhause vorbeischauen. Sebastians und Nicoles Freundeskreis hat sich durch Hannas Geburt nicht verändert. „Unsere Freunde sind geblieben, es gibt niemanden, der mit der neuen Situation Probleme hat“, erzählt Nicole mit einem zufriedenen Lächeln. „Eher im Gegenteil“, bestätigt Sebastian, „alle sind ganz begeistert“. Aus der Begeisterung für Hanna folgt Rücksichtnahme. So werden Grillabende ein bisschen nach vorne verlegt, Kinogänge etwas weiter im Voraus geplant und Babysitterdienste angeboten. Trotzdem finden Sebastian und Nicole, dass sich „eigentlich nicht viel verändert hat“. Außer, dass jetzt Hanna bei vielen Unternehmungen dabei ist. Ihre Eltern nehmen sie



wenn möglich einfach mit. Beide halten es für falsch, ihre Tochter in Watte zu packen. Die Gelassenheit ihrer Eltern bekommt Hanna gut. Der Kinderarzt sieht darin sogar eine Ursache für ihre einwandfreie Gesundheit. „Hanna ist ein sehr unkompliziertes Kind“, stellt Nicole fest, „nicht mal als ihre Zähne kamen, hat sie viel gequengelt“.

Wenn Nicole und Sebastian ihr Studium abgeschlossen haben,

möchten gerne beide arbeiten und Hanna soll in einer guten Kindertagesstätte untergebracht werden. Schon längst gibt es detaillierte Zukunftspläne – das Leben mit Kind macht eine langfristige Organisation nötig. „Sebastian wird als erster mit seinem Studium fertig sein. In seiner Examensphase kümmere ich mich verstärkt alleine um Hanna“, erklärt Nicole. Wenn er den Abschluss in der Tasche hat, ist sie an der Reihe. Dann wird Sebastian dafür sorgen, dass ihr viel Zeit zum Lernen bleibt. Obwohl der Tag, an dem sie keine Studierenden mehr sein werden, noch in weiter Ferne scheint, suchen die beiden schon eifrig nach einem Kita-Platz für Hanna. Dabei sind sie eigentlich schon zu spät dran, die guten Plätze sind oft lange im Voraus belegt. Nicole und Sebastian möchten, dass Hanna in einer privaten Elterninitiative unterkommt, da diese ihrer Erfahrung nach besonders liebevoll und gut geführt werden. Dafür absolvieren sie mit ihrer Tochter Bewerbungsgespräche vor gestrengen Elternjurs. „Besonders viel Spaß macht es natürlich nicht, sich so präsentieren zu müssen und ausgefragt zu werden, andererseits entstehen durch diese Methode wirklich gute Gruppen“, findet Nicole.



Schon mit dem zweiten Bewerbungsgespräch haben sie aber Erfolg und den Betreuungsplatz sicher.

Das Netzwerk Frauenforschung NRW hat in diesem Jahr die Ergebnisse einer Untersuchung veröffentlicht, in dem der aktuelle Stand der hochschulnahen Kinderbetreuungsangebote an Uni-

versitäten des Bundeslandes ermittelt wurde. Nach ihrem Urteil ist das Angebot „quantitativ absolut unzureichend“, für Studierende allerdings noch etwas besser als für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Kindern. Ein eklatanter Mangel besteht bei den Betreuungsmöglichkeiten für Mädchen und Jungen unter drei Jahren. Die allermeisten Angebote werden vom Studentenwerk oder von Studierenden initiiert, nicht jedoch von der Hochschule selbst. Zumindest rhetorisch wurde hier jetzt ein Aufbruch signalisiert. 2003 erklärte die Hochschulrektorenkonferenz (HRK), sie wolle sich für familienfreundlichere Universitäten einsetzen. Der damalige Präsident der HRK, Professor Klaus Landfried, fügte hinzu, dass es Aufgabe der Hochschulen selbst sei, Betreuungsmöglichkeiten für Kinder ab dem ersten Lebensjahr anzubieten. Bis sich in diesem Bereich jedoch wirklich etwas geändert hat, müssen die Studierenden weiterhin viel Mühe aufwenden, einen Platz für ihre Kinder zu bekommen. Das Studentenwerk Münster kann in seiner „Kinderkrippe & Krabbelstube“ 37 Betreuungsplätze anbieten, in der Kita „Die kleinen Frösche“ zusätzlich acht Plätze. Die Wartezeiten und -listen sind lang. Alle übrigen Studierenden mit Kindern müssen auf hochschulferne Einrichtungen zurückgreifen. Jessica Upritchard rät deshalb, sich schon während oder zumindest kurz nach der Schwangerschaft um einen Betreuungsplatz zu kümmern. Die auch in anderen Bereichen schlechte Betreuungssituation in Deutschland gilt als ein zentraler Grund dafür, dass das Land mittlerweile die niedrigste Geburtenrate in Europa hat.

Managerin des Alltags

Sylvia Steckels Förderung durch Madame Courage läuft nur noch

kurze Zeit. Was dann kommt, steht in den Sternen. „Wenn es nicht Viktoria ist, die mich nachts aufweckt, dann kann ich wegen der Ungewissheit oft nicht gut schlafen“, so Sylvia. Der Arbeitsmarkt ist denkbar schlecht, die Medien sind in der Krise und die Aussichten auf einen Halbtagsjob, der einigermaßen ihren Qualifikationen entspricht, sind dementsprechend mehr als gering. Sylvia möchte Viktoria nicht den ganzen Tag in fremde Hände geben. Unter der Woche bis sieben Uhr oder länger und zusätzlich an Wochenenden arbeiten ist einfach nicht drin, wenn sie für ihre Tochter mehr als die Rolle einer „großen Schwester“ einnehmen möchte. Dabei hätte sie sich gerne die ersten Jahre nach dem Studium für einen Job, der sie begeistert, aufgeopfert. Mit Kind und besonders als allein Erziehende ist das nicht mehr möglich. Schon der normale Alltag ist um einiges schwieriger geworden und erfordert einen hohen Grad an Organisation. Wenn Sylvia früher gerne shoppen gegangen ist, so bedeutet es heute Stress pur. Abends einen Babysitter zu nehmen, versucht sie zu vermeiden. Zum einen ist es schlicht und einfach zu teuer, zum anderen möchte sie aber auch selbst für Viktoria da sein. „Sie geht gerne zu ihrer Tagesmutter, aber ich möchte ihre Grenzen nicht ausloten und sie auch noch abends von jemand anderem betreuen lassen“. Unterstützung erhält die 31-jährige auch von ihren Eltern, die genau wie Viktorias andere Großeltern in Remscheid wohnen, etwa eine Autostunde von Münster entfernt. Und zum Glück haben sie sich von Anfang an über Viktoria gefreut, auch wenn sie es lieber gesehen hätten, wenn ihre Enkelin in der „klassischen Familienkonstellation“ mit Vater aufgewachsen wäre. Dieser ist mittlerweile beruflich so eingespannt,



dass er seine Tochter nur unregelmäßig alle paar Wochen sieht. Wenn er Zeit hat, dann kümmert er sich auch um sie. Aber wie so oft bei Wochenendvätern pickt er sich die Rosinen wie beispielsweise Zoobesuche heraus, während Sylvia für den Alltag alleine verantwortlich bleibt. Und der ist oft anstrengend und geht an die Grenzen. Wenn Viktoria mal wieder alle frisch kopierten Seiten für die Magisterarbeit zerreißt, während Sylvia in der Küche das Abendbrot vorbereitet, oder wenn sie das Portemonnaie ihrer Mutter findet und alle Ausweise in der Wohnung verteilt, während diese unter der Dusche steht, dann wird Sylvias Geduld auf die Probe gestellt. Aber wenn sie gerade richtig genervt ist, dann kommt Viktoria reuevoll an, drückt ihr ihren Teddy in die Hand, und fragt „Ist alles wieder okay, Mama?“ „Das wiegt dann fünf stressige Situationen auf“.

Jessica Upritchard stellt in ihren Beratungen fest, dass in Deutschland bei vielen Mtern nach wie vor das Ideal besteht, das Kind soweit wie irgend möglich selbst zu betreuen. Das Stereotyp der ‚Rabenmutter‘ bleibt lebendig. „Eigentlich hat Deutschland im Vergleich zu manchen anderen

Ländern keine besonders kinderfreundlichen Normen, da die Umwelt es oft ausschließlich negativ bewertet, die Kinder in ‚fremde‘ Obhut zu geben. Auf diese Weise werden die Eltern, meistens die Mter, allein verantwortlich gemacht. Dagegen kommen auch das positive Gegenbeispiel Frankreich oder Studien über gute Erfahrungen mit Krabbelstuben noch immer nicht an“.

Bilanzen und Utopien

Studieren mit Kind, das kann je nach den Umständen empfehlenswert oder sehr schwierig sein. Fragt man Nicole und Sebastian, ob es etwas gibt, was die beiden an ihrem Elterndasein so richtig nervt, schauen sich beide fragend an. „Na ja, man kann weniger spontan sein. Nicht ins Kino gehen, wenn man plötzlich Lust dazu hat. Obwohl das mit etwas Vorlaufzeit auch problemlos ginge“, sagt sie. „Ich finde es nervig, dass man immer so viele Sachen mitschleppen muss: Windeln, Fläschchen, Spielzeug und solches Zeug“, meint er. Die Pause nach diesen beiden Sätzen ist lang. Nicole und Sebastian grübeln. Ergebnislos. Ihre Entscheidung, während des Studiums ein Kind zu bekommen, haben sie nie bereut. Mit Hanna

sind sie glücklich. Sylvia Steckel fallen ganz grundsätzliche Dinge auf, die sich ergeben, wenn man unvermutet alleine verantwortlich ist. „Ich wünsche mir dann, dass sich die allgemeine gesellschaftliche Situation verbessert hat, wenn Viktoria selbst dreieig Jahre alt ist“. Denn das berufliche Potential von allein erziehenden Mtern liegt brach, obwohl diese arbeiten wollen. „In meiner Utopie könnte man Väter auch gesetzlich verpflichten, mehr Verantwortung in der Kindererziehung zu übernehmen, beispielsweise indem sie zunächst automatisch fünfzig Prozent der Elternzeit nehmen müssen und dies nur auf Antrag ändern können“. Besonders die Wirtschaft sollte es Vätern ermöglichen, mehr Zeit für die Familien zu haben. „Wir werden in dreieig Jahren bestimmt ein Stück weiter sein, jedoch noch lange nicht da, wo ich hin will. Aber mit Utopien muss man ja anfangen“.

Katharina Junge/Daniela van der Pütten/Christiane Streubel

Beratung zum Thema

„Studieren mit Kind“

Jessica Upritchard

Stellvertretende

**Gleichstellungsbeauftragte der
Universität Münster**

Tel.: 0251/83-2 97 09

E-mail:

j.upritchard@uni-muenster.de

Kontakt zum Spendenprojekt für allein erziehende Studierende „Madame Courage“

Josefstraße 2, 48151 Münster

Tel.: 0251 / 5 30 09 - 4 16

Fax: 0251 / 5 30 09 - 4 24

<http://www.madame-courage.de>

Bankverbindung für Spenden:

Darlehnskasse Münster eG

Kontonummer: 40 24 807

Bankleitzahl: 400 602 65

..... Fremde Welten?

..... Martin Paul über seine Erlebnisse als Vater in der Elternzeit

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist es wahrscheinlicher, dass eine Frau als Astronautin in neue Galaxien vordringt, als dass ein Mann die Elternzeit in Anspruch nimmt. Zumindest gemessen an den prozentualen Anteilen. Immerhin sind zehn Prozent der Menschen, die bereits in den Welt- raum gestartet sind, Frauen. Die Elternzeit dagegen wurde seit ihrer Einführung im Jahr 2001 erst in fünf Prozent der Fälle von Vätern genommen. „Dass die Unterrepräsentanz der Männer so extrem ist, war mir und meiner Freundin überhaupt nicht bewusst, als wir uns dafür entschieden haben, dass ich zuerst in Elternzeit gehe“. Martin Paul, seit neun Jahren Bibliothekar an der Universität Münster, ist von diesen Zahlen relativ überrascht. „Im öffentlichen Dienst sind die Bedingungen doch ideal für einen kurzen Ausstieg. Gerade hier erscheint mir dieser geringe Anteil von fünf Prozent ziemlich seltsam“. Dessen ungeachtet ist Martin Paul auch an der Universität Münster Anfang des Jahres 2004 der einzige männliche Mitarbeiter, der die Elternzeit in Anspruch nimmt.

Missionsplanung

Als Martin Paul und seine Freundin über die Aufteilung der Erziehungszeiten nachdachten, waren rein sachliche Gründe entscheidend. Er hat im öffentlichen Dienst gute Bedingungen für die Elternzeit. Sie hingegen arbeitet als Ingenieurin im Tiefbau. „Dort verdient sie nicht nur besser, sondern hätte außerdem beruflich kaum noch Chancen, wenn sie drei Jahre aussetzen würde. An irgendwelche traditionellen Männer- oder Frauenbilder haben wir

in dieser eindeutigen Situation gar nicht gedacht, sondern nur praktisch abgewogen“. Im Grunde teilt das Paar damit die Erfahrung eines Sonderstatus - sie als Frau in der Bauindustrie, er als Mann in der Elternzeit. Dem gebürtigen Münsteraner ist seine Pionierrolle erst nach und nach bewusst geworden, als die ersten Reaktionen aus dem Umfeld eintrafen. Auch in seinem Bekanntenkreis ist er der einzige Vater, der in Elternzeit geht. Das hat seine Entscheidung allerdings nicht ins Wanken gebracht, auch deshalb nicht, weil er genau weiß, was ihn erwartet. An den Wochenenden hat sich der junge Familienvater von Anfang an um Sohn Henry gekümmert, der im Juni 2003 geboren wurde. „Der Kleine schläft nachts durch und ist dann tagsüber fast ununterbrochen wach. Das bedeutet zwölf Stunden Aufmerksamkeit am Stück“. Eine Erholungszeit ist das sicherlich nicht, „schon gar kein Erziehungsurlaub, wie es früher immer hieß“.

Countdown

Unser erstes Gespräch führen wir Anfang Dezember 2003. Wir treffen uns in der Rechtshistorischen Bibliothek im Juridicum. Das ist an jedem Vormittag der erste Arbeitsplatz von Martin Paul. Nach dem Mittag geht es dann zur zweiten halben Stelle in die zentrale Bibliothek des Fachbereichs Mathematik und Informatik nahe der Mensa II. Die Elternzeit ist zum Zeitpunkt des Interviews nur noch wenige Wochen entfernt. Ab dem 1. Januar 2004 soll es losgehen. „Natürlich werde ich die Berufstätigkeit auch vermissen“. Während Martin Paul berichtet, was ihn in der Elternzeit erwartet,

arbeitet der Bibliothekar weiter, beklebt die Buchrücken neuer Erwerbungen mit den frisch vergebenen Signaturen. Der gelernte Buchbinder hatte schon früh „eine Affinität zum Buch“, wie er sein Metier liebenswürdig umschreibt. Nach einem dreijährigen Studium an der FH Köln zum Diplom-Bibliothekar trat er seine erste Stelle 1996 in der Redaktion der Zeitschriftendatenbank der Münsteraner ULB an. Im Jahr 2000 wechselte Martin Paul auf seine zwei halben Stellen zu den beiden Spezialbibliotheken. An der Arbeit in den Instituten schätzt er, dass man in einem gewissen Ausmaß „der Bibliothek einen eigenen Stempel aufdrücken kann“. Und dass sich durch die Kontakte mit den Benutzern zwangsläufig ein Fachwissen über so unterschiedliche Gebiete wie römisches Recht und mathematische Forschungszweige ergibt. Ihm gefällt auch der örtliche Wechsel - vormittags in der einen, nachmittags in der anderen Bibliothek. „Man muss geistig umschalten und fängt täglich zweimal neu an. Das hält einen frisch“. Nach der Elternzeit wird er gerne wieder an seine beiden Arbeitsplätze zurückkehren, „aber auf die Zeit mit dem Kleinen freue ich mich auch sehr“. Der junge Vater war schon bei der Geburt dabei. „Mit dem ersten Kind ist einfach alles sehr aufwühlend und abenteuerlich“. Anderthalb Jahre mit Henry stehen bevor.

Episode I

Zwei Monate später berichtet Martin Paul wie verabredet von seinen ersten Erlebnissen in der Elternzeit. Ein typischer Arbeitstag beginnt früh. Da die Freundin

einen recht langen Anfahrtsweg zur Arbeit hat, stehen beide gegen halb sechs auf und frühstücken gemeinsam. „Weil Henry meist zwischen acht und halb neun Uhr wach wird, nutze ich diese Zeit für Zeitungslesen und Hausarbeit. Danach ist der Tag im Prinzip geprägt von Henrys festen Terminen für die Mahlzeiten. Dazwischen nichts ungewöhnliches: Spielen, Besorgungen, Einkäufe, Spaziergänge, Joggen, Haushalt, Kochen. Also insgesamt durchaus anstrengend, aber auch irgendwo spannend“. Wie alle Eltern haben auch Martin Paul und seine Freundin sich bei ihrem ersten Kind schon Monate vor der Geburt viele Gedanken über die richtige Erziehung gemacht und wurden von allen Seiten mit Informationen geradezu erschlagen. „Da hilft nur, sich alles anzuhören und dann den gesunden Menschenverstand entscheiden zu lassen“. Über eines war sich das Paar allerdings sofort einig: Henry sollte möglichst früh auch Kontakte zu anderen Kindern bekommen. Deshalb steht schon jetzt der regelmäßige Besuch einer Krabbelgruppe auf dem Programm.

Unbekannte Lebensform?

Wie reagiert das Umfeld auf einen der ersten Männer in der Elternzeit? „Ich denke, dass ich weitaus häufiger als Mütter gefragt werde, wie es denn so läuft. Offenbar glaubt die Mehrheit, dass es große Probleme gibt. Zumindest zeigen sich viele überrascht, wenn ich bestätigen kann, dass es tatsächlich ganz wunderbar klappt. Wahrscheinlich bekomme ich auch mehr gutgemeinte Tipps und Ratschläge, aber die Akzeptanz scheint mir insgesamt doch vorhanden zu sein“. Ob er anderen Vätern die ‚fremde Welt‘ der Elternzeit empfehlen kann, die nur wenige Männer bislang gesehen haben, hält er ganz klar für eine Typfrage. Man müsse ein

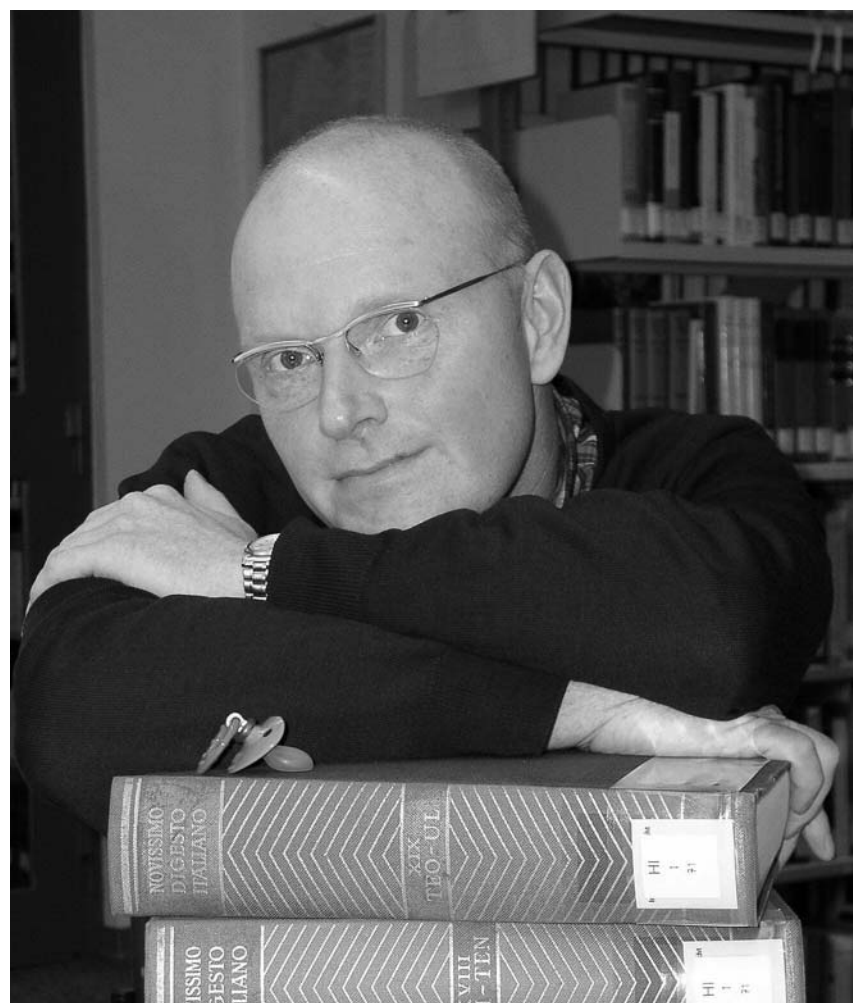
Stück weit „häuslich“ sein und damit leben können, alle anfallenden Entscheidungen alleine zu treffen. Dafür sei eine gute Portion Ruhe, Geduld und Gelassenheit nötig. Den Zwang zu einer straffen Struktur und Organisation sieht Paul als eine Herausforderung - „das macht eigentlich eher Spaß, als dass es eine Belastung wäre“. Aber man sollte sich klar darüber sein, dass die eigene Freizeit erst gegen 20 Uhr beginnt. „Wenn man all das als Gräuel empfindet, dann lieber die Finger von der Elternzeit lassen“, rät Martin Paul. „Außerdem muss man damit leben, gelegentlich das Gefühl zu haben, intellektuell unterfordert zu sein. Viel Zeit, beispielsweise ein gutes Buch zur Hand zu nehmen, bleibt nämlich

nicht“. Und der Austausch mit Müttern könne manchmal thematisch recht einseitig verlaufen. „Die schönsten Erfahrungen sind dann natürlich die Situationen, in denen man Henry anmerkt, dass es ihm gut geht, unter anderem eben weil man sich darum bemüht, dass es so ist!“

Erfolgreiche Expedition

Wenn das Paar in anderthalb Jahren einen Kita-Platz bekommt, wird Martin Paul planmäßig einen Tag vor dem zweiten Geburtstag seines Sohnes an die Universität Münster zurückkehren. Wird es eine Episode II geben, wenn ein zweites Kind unterwegs ist? „Die Frage ist noch sehr spekulativ“, meint Martin Paul, „aber theoretisch ja“.

Christiane Streubel



Einen Monat vor Beginn der Elternzeit gibt Martin Paul ein Interview in der Rechtshistorischen Bibliothek.

„Studieren mit Kind“

Anfang 2005 erscheint die Informationsbroschüre in aktualisierter Auflage

Manche würden es eher „Studieren trotz Kind“ nennen. Studieren und gleichzeitig Kinder großzuziehen ist ein schwieriger Spagat zwischen Windeln und Wissenschaft, der bei vielen studierenden Eltern zu einem permanent schlechten Gewissen führt. Nicht selten bestimmen Zeitnot und Geldknappheit die Lebenssituation von studentischen Eltern. Gleichzeitig findet dieser Lebensentwurf weder gesellschaftliche Anerkennung noch einen Niederschlag in der Konzeption von Studiengängen. Unflexible Termine und Blockveranstaltungen sind nur einige der Stolpersteine für studentische Eltern auf dem Weg zum Examen. Die Folge sind hohe Abbruchquoten von Studierenden mit Kindern, die sich diesem Druck nicht gewachsen fühlen. Studium, Erwerbsarbeit, Haus- und Familienarbeit miteinander zu vereinbaren, erfordert ein überdurchschnittliches Organisationstalent und vor allem jede Menge Fantasie.

Die Broschüre „Studieren mit Kind“, die von der Gleichstellungsbeauftragten der Westfälischen Wilhelms-Universität herausgegeben wird, möchte in dieser Situation Hilfestellung leisten. Sie soll Eltern und allen, die es noch während des Studiums werden, darin unterstützen, mit den verschiedenen Problemen zurecht zu kommen. Anfang 2005 wird die Informa-

tionsbroschüre in neuer und aktualisierter Auflage erscheinen. Darin sind die zahlreichen Gesetzesänderungen der vergangenen Jahre berücksichtigt. Das Heft enthält viele Tipps und Hinweise, wo welche Hilfen zu erwarten sind. Wie sieht es beispielsweise mit den verschiedenen Finanzierungsmöglichkeiten und -hilfen für studierende Eltern aus? Welche Kinderbetreuungseinrichtungen stehen in Münster zur Verfügung? Was hat es mit den neuen Regelungen zur Elternzeit auf sich und wer hilft in Konfliktsituationen bei der Schwangerschaft? Welche Fristen sind bei dem Bezug von

Bafög-Leistungen oder bei dem Antrag auf Urlaubssemester zu beachten? Diesen und vielen anderen Fragen geht die Broschüre nach und zeigt auf, wo Hilfen zu erwarten und auch zu fordern sind. Zusätzlich gibt es noch ein umfangreiches Adressenverzeichnis sowie eine Literatur- und Linkliste zum Weiterlesen und Informieren. Jessica Upritchard, die stellvertretende Gleichstellungsbeauftragte aus der Gruppe der Studierenden, rät zudem, sich bei spezielleren Fragen weiterhin auch zu einer persönlichen Beratung im Büro der Gleichstellungsbeauftragten anzumelden.



Eltern und Beruf

Die Elternzeit als Chance für die Vereinbarung von Familie und Erwerbstätigkeit

Die Elternzeit bildet seit 2001 die neue gesetzliche Grundlage für den Anspruch von Eltern und Sorgeberechtigten auf Freistellung von der Arbeit bei der Geburt und für die Betreuung von kleinen Kindern. Elternzeit kann demnach nur genommen werden, wenn ein Arbeitsverhältnis besteht. Ein befristeter Arbeitsvertrag verlängert sich durch die Elternzeit jedoch nicht.

Ziel des Gesetzes ist es, Mütter und Väter besser als bisher in die Lage zu versetzen, Beruf und Familie zu vereinbaren. Eltern sollen das Recht haben zu entscheiden, ob die Erziehung von einem alleine, von beiden zusammen oder abwechselnd übernommen wird. Der Vater kann Elternzeit ab der Geburt des Kindes nehmen, die Mutter nach Ablauf der Mutterschutzfrist. Der Anspruch besteht bis zur Vollendung des dritten Lebensjahrs des Kindes. Mit Zustimmung des Arbeitgebers ist es möglich, einen Teil der Elternzeit von bis zu zwölf Monaten auf später zu übertragen, um auf diese Weise beispielsweise das erste Schuljahr des Kindes intensiv begleiten zu können. Diese Übertragung ist bis zur Vollendung des achten Lebensjahres des Kindes erlaubt. Die Elternzeit darf von jedem Elternteil auf zwei Zeitabschnitte verteilt werden.

Ein weiterer Kernpunkt der Elternzeitregelung ist die Einführung eines Rechtsanspruchs der berufstätigen Eltern auf Teilzeitarbeit. Sowohl die Mutter als auch der Vater können während der Elternzeit jeder bis zu dreißig Stunden in der Woche einer Erwerbstätigkeit nachgehen, beide zusammen insgesamt höchstens sechzig Stunden.

Hohe Akzeptanz bei Eltern

Laut einer Pressemitteilung des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend vom Juni 2004 findet die Elternzeit, die Anfang des Jahres 2001 eingeführt wurde, mittlerweile breiten Zuspruch. Bis zu 85 Prozent der berechtigten Haushalte nehmen Elternzeit in Anspruch. Immerhin 35 Prozent arbeiten während der ersten zwei Lebensjahre des Kindes Teilzeit. Auch der Anteil der Väter, die Elternzeit nehmen, ist mittlerweile gestiegen: von 1,5 Prozent im Jahr der Novellierung auf etwa fünf Prozent im Jahr 2004. Allerdings sind sowohl die Kinderbetreuungsmöglichkeiten für die ersten Lebensjahre des Kindes als auch die Bereitschaft der Unternehmen, Teilzeitleösungen zuzustimmen, aus der Perspektive der Eltern noch unbefriedigend.

Die Antragstellung

Der Antrag auf Elternzeit muss grundsätzlich acht Wochen (nur ausnahmsweise sechs Wochen) vor Beginn beim Arbeitgeber schriftlich angemeldet werden. Wollen beide Eltern Elternzeit beantragen, sollte jeder eine eigene Erklärung an seinen Arbeitgeber richten, auch wenn beide Elternteile bei demselben Arbeitgeber tätig sind. Denn die Elternzeit wird für jeden Elternteil getrennt berechnet. Die Erklärung kann auch handschriftlich erfolgen und muss, von Ausnahmeregelungen abgesehen, vom Berechtigten eigenhändig unterschrieben werden. Sie sollte datiert sein und aus Beweisgründen für die eigenen Unterlagen fotokopiert werden. Die Eltern können bei korrekter Ausfertigung zum beantragten Beginn

der Elternzeit der Arbeit fernbleiben.

Diese Erklärung bedarf besonderer Sorgfalt. Denn mit ihr legen sich die Eltern für Umfang und Gestaltung der Elternzeit für die ersten zwei Jahre verbindlich fest. Ist die Erklärung für die ersten beiden Jahre dem Arbeitgeber erst einmal zugegangen, ist ein einseitiger Widerruf praktisch nicht möglich. Nachträgliche Änderungen sind dann nur noch im beiderseitigen Einvernehmen denkbar.

Eine ausführliche Informationsbroschüre zur Elternzeit stellt das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend bereit:

<http://www.bmfsfj.de/Kategorien/Publikationen/Publikationen,did=4766.html>

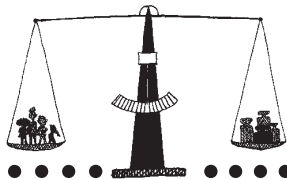
Eine Kurzversion findet sich auf der Homepage der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Münster:

<http://www.uni-muenster.de/Rektorat/Gleichstellung/broschueren.html#elternzeit>

Ein Muster für einen Antrag auf Teilzeitarbeit während der Elternzeit findet sich unter:

<http://www.qualifizierte-teilzeitarbeit.de/teilz2.PDF>

Christiane Streubel



Personal Relations für die Physik

Prof. Dr. Cornelia Denz und ihre Projektgruppe

„Das kann die doch nicht“ - an diesem Denkmuster orientiert sich auch heute noch mancher Kommentar über Frauen in der Physik. Diese Ansicht scheint sich mit Blick auf die Unterrepräsentanz von Frauen in dieser Disziplin zu bestätigen. Der Anteil der weiblichen Studienanfänger liegt im Diplomstudiengang Physik bei etwa 22 Prozent, die Zahl der Diplomandinnen bei etwa zwölf Prozent. Prof. Dr. Cornelia Denz vom Institut für Angewandte Physik hat es sich angesichts dieser Zahlen zur Aufgabe gemacht, dem weitverbreiteten Vorurteil entgegenzuwirken, ihre Disziplin habe ein geschlechtsspezifisches Anforderungsprofil. Der geringe Frauenanteil im Physikstudium ist zuerst auf die von vornherein begrenzte Zahl der Interessentinnen zurückzuführen, die aus den Schulen kommen. Die Projektideen von Cornelia Denz zur Verbesserung der Chancengleichheit setzten daher an der Übergangsphase von der Schule zur Universität an. Gemeinsam mit ihren Mitarbeiterinnen entwickelte die Physikprofessorin ein Konzept, das es Schülerinnen erlaubt, sich über das Fach Physik zu informieren. Aber auch die Zeit des Studiums selbst steht im Blickpunkt. Für Studentinnen am Fachbereich wird ein vielseitiges Angebot zur Verfügung gestellt, sich untereinander zu vernetzen.

Individuelle Ansprache im Internet
Ein erster Service sind spezielle Webseiten für Schülerinnen und

Schüler, an deren Entwicklung die Lehramtsstudentinnen Inga Zeisberg, Kathrin Hoffmann und Alexandra Müller als studentische Hilfskräfte maßgeblich beteiligt waren (<http://www.uni-muenster.de/physik/physik-studium>). Diese Homepage stellt nicht nur das Studienfach und seine beruflichen Perspektiven vor, sondern auch den Studienort Münster. Der Schwerpunkt liegt auf der Komponente der individuell-persönlichen Ansprache: „Gerade Mädchen schrecken oft vor der unpersönlich wirkenden Atmosphäre der Universität zurück“, so Cornelia Denz. Ihre Mitarbeiterin Inga Zeisberg ergänzt: „Die Webseiten machen Menschen sichtbar, die man konkret ansprechen kann. Ich bin immer wieder erfreut, auf welcher unbekümmerten Art und Weise die interessierten Schülerinnen ihre Fragen an uns richten“. Durch die mittlerweile starke Verbreitung des Internets und die Möglichkeit der Korrespondenz per Email werden Hemmschwellen abgebaut. Und für Schülerinnen kann es eine große Hilfe sein, wenn eine Studentin auf der Homepage oder in einer Email berichtet: „Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass ein Physik-Leistungskurs nicht notwendig ist, um das erste Semester und das Studium zu meistern“. Eine andere Stimme auf den Webseiten ermutigt: „Als Frau kommt man im Physikstudium genauso gut klar wie als Mann“.

Darf ich vorstellen – die Physik

Dieses Kommunikationsangebot im Web wird flankiert durch die Einladung, den Fachbereich direkt vor Ort kennen zu lernen. Es besteht die Gelegenheit zur persönlichen Beratung und der Betreuung von kleineren Forschungsprojekten. Im Frühjahr 2003 fand erstmals ein Schnupper-tag am Institut für Angewandte Physik statt, der speziell für Mädchen konzipiert war. Eine Neuauflage erlebte dieses Modell im April 2004, als im Rahmen des bundesweiten Mädchen-Zukunftstages *Girls' Day* 15 Schülerinnen im Alter zwischen zwölf und 17 Jahren die Vielfalt der Physik kennenlernen konnten. Neben Informations- und Diskussionsmöglichkeiten stand auch die Teilnahme an Laborexperimenten auf dem Programm. Für Cornelia Denz sind diese persönlichen Begegnungen am Fachbereich von großer Bedeutung: „Traditionelle Vorstellungen über die Physik sind ein Grund dafür, dass insbesondere junge Frauen mit diesem Fach eher altehrwürdige Herren verbinden als eine innovative Wissenschaft und ein spannendes Berufsfeld. Auch wird Physik oft mit Technik gleichgesetzt. Es gilt deshalb aufzuzeigen, dass diese Disziplin ein vielfältiges und auch persönliches Gesicht hat“. Die durchweg positive Resonanz beim *Girls' Day* lässt den Schluss zu, dass die Veranstaltung vielen Mädchen genau die Zusatzinformationen geboten hat, die ihnen

bislang noch fehlten. „Wir müssen da ansetzen, wo die Weichen dafür gestellt werden, ob Mädchen künftig naturwissenschaftliche Fragestellungen vermeiden oder nicht“, erklärt Cornelia Denz.

Beratungsangebote im Studium

Den Studentinnen, die sich allen Barrieren zum Trotz für die Physik entschieden haben, werden an der Universität Münster verschiedene Möglichkeiten des Austausches zur Verfügung gestellt. Dies soll einem Gefühl der Vereinzelung entgegenwirken und verhindern, dass Frauen für sich eine wissenschaftliche Karriere grundsätzlich ausschließen. Das Büro der Gleichstellungsbeauftragten des Fachbereichs wurde als ein regelmäßiger Treffpunkt eingerichtet. Dort kann die Vernetzung von Angehörigen verschiedener Arbeitsbereiche und Ausbildungsstufen in lockerer Atmosphäre stattfinden. Darüber hinaus unterstützt der Fachbereich junge Wissenschaftlerinnen, die an überregionalen Treffen von Physikerinnen teilnehmen möchten. Cornelia Denz plant zudem, in einem der nächsten Jahre die Deutsche Physikerinnentagung nach Münster zu holen.

Persönliche Erfahrungen

Der eigene Werdegang der Physikprofessorin – in ganz Deutschland gibt es insgesamt etwa fünfzig – ist nicht ohne Einfluss auf ihr heutiges Engagement in der Frauenförderung geblieben. Während des Studiums in Darmstadt fühlte sie sich im Kreise ihrer männlichen Kommilitonen stets wohl, jedoch auch immer als etwas Besonderes. Im Laufe der wissenschaftlichen Karriere wurde der Konkurrenzkampf zunehmend härter, manchmal auch unter Einsatz geschlechtsspezifischer Zuschreibungen. Kontakte zu anderen Frauen in der Physik können in



Cornelia Denz (rechts) und Inga Zeisberg präsentieren das Internetangebot für Schülerinnen und Schüler.

dieser Situation hilfreich sein, meint Cornelia Denz. Die zweifache Mutter ist davon überzeugt, dass eine Tätigkeit als Physikerin im Hochschulbereich für Frauen mit ganz unterschiedlichen Lebensentwürfen gute Perspektiven eröffnet, da Arbeitszeiten flexibel gehandhabt werden können. Ihre Studentinnen ermutigt Denz, sich auch außerhalb des Studiums zu engagieren: „Man sollte keine Hemmungen haben, sich mit seiner Meinung, beispielsweise in Sachen Frauenförderung, zu exponieren. Diese Zusatzleistung in der Selbstverwaltung neben dem Studium wird mittlerweile auf breiter Ebene anerkannt“. In ihrer eigenen Gremientätigkeit hat sie gute Erfahrungen gemacht: „Es hat sich intern am Fachbereich vieles bewegt, was die Akzeptanz und die Bereitschaft zum Engagement in Sachen Frauenförderung angeht“. Blickt sie auf ihre Studierenden, kann Cornelia Denz gegenwärtig keine geschlechtsspezifischen Einflüsse feststellen, die sich zu Lasten der Studentinnen auswirken. Es sei lediglich auffällig, dass Frauen bei Anfangsproblemen im Studium weniger an sich glauben: „Manchmal kommen sogar Studentinnen in die Studienberatung,

die davon überzeugt sind, dass sie ihr Vordiplom niemals schaffen werden, obwohl sie tatsächlich die besten in ihrer Arbeitsgruppe sind“.

Ausblick: Experimente selbst gemacht

Das Preisgeld von 20.000 Euro aus dem Frauenförderpreis, den die Projektgruppe 2003 erhalten hat, gibt zusammen mit weiteren Sponsorengeldern den finanziellen Rückhalt, um neue Ideen umzusetzen. Für den Frühsommer 2005 ist die Einrichtung eines Experimentier- und Lernlabors für Schülerinnen und Schüler geplant. Es soll die Chance bieten, eine Brücke zwischen Schulwissen und aktueller Forschung zu schlagen. Cornelia Denz hofft, auch auf diesem Wege insbesondere Mädchen eine Orientierungshilfe bei der Studienwahl bieten zu können. „Bei uns am Fachbereich finden interessierte Mädchen Ansprechpartnerinnen und -partner, die ihnen gern weiterhelfen und die wissen, dass Frauen sich in dieser Disziplin ebenso gut behaupten können wie ihre männlichen Kollegen“, resümieren die Initiatorinnen der Projekte für mehr Chancengleichheit im Fach Physik.

Natalie Jurewitz

Betrifft: Ihre Ausschreibung einer Professur

Bewerbungstraining für Nachwuchswissen- schaftlerinnen

Durchstarten zum Traumjob. Die perfekte Bewerbungsmappe. Initiativ-gezielt-weltweit erfolgreich bewerben. An Ratgebern, Trainern und Assistenten, ob in Buchform oder als Online-Angebot, herrscht gewiss kein Mangel. Nicht fündig in dieser Publikationsspringflut wird allerdings, wer Interesse für eine ganz spezielle Berufssparte hat. Richtig bewerben in der Wissenschaft oder Der Weg zur Professur - diese Buchtitel sind noch nicht geschrieben.

Der Uni-Knigge

„Und spätestens nach der Habilitation wird daraus auch unter Kollegen ein streng gehütetes Geheimnis“, berichtet eine Hochschuldozentin von ihren Erfahrungen. „Wer zu wissen glaubt, welche Kriterien für die Bewerbung auf eine Professur entscheidend sein können, behält das lieber für sich“. Was gehört in das Anschreiben, welche Punkte sind entscheidend im Lebenslauf, wie präsentiert ich mich beim „Vorsingen“, dem Bewerbungsvortrag vor der Berufungskommission? All das gehört im Wissenschaftsbetrieb zum Insiderwissen in Reinkultur, wonach man bestenfalls gute Bekannte zu fragen wagt. Ins Hintertreffen gerät, wem die Einbindung in Netzwerke fehlt, die einen auf dem wissenschaftlichen Qualifikationsprozess von Stufe zu Stufe weitertragen können. Immer noch haben es Wissenschaftlerinnen hierbei deutlich schwerer als ihre männlichen Kollegen. Denn der



Bewerbungstraining für den wissenschaftlichen Nachwuchs.

„Uni-Knigge“ über den Umgang mit Menschen in der Wissenschaft wird meist eher von Mann zu Mann tradiert, da Frauen nur etwas über zehn Prozent aller Professuren an deutschen Hochschulen besetzen.

Ein Bewerbungstraining für Nachwuchswissenschaftlerinnen ist daher ein besonders lohnendes Feld für die Erhöhung der Chancengleichheit an den Universitäten. Die Gleichstellungskommission der WWU, vertreten durch die Professorinnen Ursula Nelles und Marianne Krüger-Potratz, veranstaltete in Zusammenarbeit mit der Gleichstellungsbeauftragten Dr. Marianne Ravenstein im April 2004 ein zweitägiges Seminar zur Karriereplanung. Als Leiterin des Kurses „Von listenfähig bis gelistet“ konnte Dr. Christine Färber von *Competence Consulting* gewonnen werden. Die Firma mit Sitz in Potsdam berät seit vielen Jahren Führungskräfte in Wissenschaft, Politik und Verwaltung und richtet dabei ein besonderes Augenmerk auf den weiblichen Nachwuchs.

Die Struktur des Verfahrens

27 Wissenschaftlerinnen der Universität Münster aus 18 Diszipli-

nen folgten dieser Einladung, einige soeben erst promoviert, andere bereits im Status der wissenschaftlichen Assistentin oder Privatdozentin. Auf dem Programm standen die Auseinandersetzung mit dem typischen Ablauf eines Berufungsverfahrens an Hochschulen: die schriftliche Bewerbung in der Wissenschaft, der Bewerbungsvortrag vor einem heterogenen Auditorium, in dem sowohl die Interessen der Studierenden als auch die der künftigen Kolleginnen und Kollegen berücksichtigt werden müssen, und *last but not least* das Gespräch mit der Auswahlkommission, das sich an den Vortrag anschließt.

Einleitend wies Christine Färber darauf hin, wie umfangreich die Arbeit ist, die eine Berufungskommission schon geleistet hat, bevor die erste Bewerberin ihre Mappe einreicht. Es sei wichtig sich klarzumachen, an welcher Stelle man selbst mit seiner Bewerbung in das Verfahren einsteigt. In der Regel haben sich die Angehörigen der Kommission zu diesem Zeitpunkt schon mehrere Monate Gedanken über die Besetzung der Professur gemacht und unter anderem die Stellendefinition sowie die finanzielle und personelle Ausstattung geklärt.

„Es wurde sehr deutlich, wie die Bedingungen an den Universitäten aussehen, und was dann der eigene Part sein kann, mit dem man sich in das Verfahren einbringt“, berichtet eine der jüngeren Teilnehmerinnen.

Die schriftliche Bewerbung

Bei der äußeren Ausstattung des Bewerbungsschreibens können viele Tipps aus gängigen Ratgebern getrost vergessen werden. Die Devise lautet „Schlichtheit ist Trumpf“. „Die Hinweise der Seminarleiterin waren bei diesem Programmpunkt besonders detailliert und konkret: von der Länge des Anschreibens – nicht über einhalb Seiten – bis zur Farbe der Bewerbungsmappe“, urteilt eine der Anwesenden. Im Internet und im Vorlesungsverzeichnis, aber auch im Dekanat des Fachbereichs, kann man sich nach Profil, Ausstattung, Räumen und Personal der Professur erkundigen. In das Anschreiben gehört gleich in den ersten Absatz die Klarstellung „was hat die Universität davon, wenn sie gerade mich beruft“, also eine direkte Bezugnahme zur Stelle und Hochschule. Glaubwürdig sollte außerdem dargelegt werden, dass man tatsächlich bereit ist, für den Antritt der Professur umzuziehen. Das ist vielleicht nicht immer erklärungsbedürftig, möglicherweise aber dann, wenn es beispielsweise von Berlin aus an die – fiktive – Universität Pfalzgrafenweiler gehen soll.

Empfehlenswert ist es, Kinder im Lebenslauf mit anzugeben, wobei die Nennung des Alters wichtig ist. Marianne Ravenstein wies in diesem Zusammenhang darauf hin, wie bedeutsam es ist, im Lebenslauf die Erziehungszeiten mitzuteilen. Der chronologische Aufbau des tabellarischen Lebenslaufes kann durch die Unterteilung in thematische Blöcke aufgelockert werden: Bildungslaufbahn, Forschungsprojekte, Lehre, Stipendien und Aus-

zeichnungen. Als Ergänzung zum Lebenslauf wird es zunehmend üblich, ein oder zwei Seiten beizulegen, in denen das eigene Lehr- und Forschungsprofil beschrieben wird. Oft kann es nützen, sich im Vorfeld über die Ausschreibung bei der Gleichstellungsbeauftragten der jeweiligen Universität zu informieren. Nicht empfehlenswert ist es dagegen, die Kommissionsmitglieder selbst schon vorab telefonisch mit zahlreichen Anfragen zu bedrängen. Findet nach der Einladung doch einmal ein Telefonat mit dem Vorsitzenden statt, sollte man dafür hervorragend vorbereitet sein. „Und dann vergessen Sie bitte nicht, darüber nachzudenken, welchen Ansagetext Sie auf Ihrem Anrufbeantworter haben. Ich würde empfehlen: keine Musik und keine Kinderstimmen, sondern die schlichte Bitte um das Hinterlassen einer Nachricht“, rät die Seminarleiterin. Gleiche Nüchternheit gilt für die Auswahl der Email-Adresse.

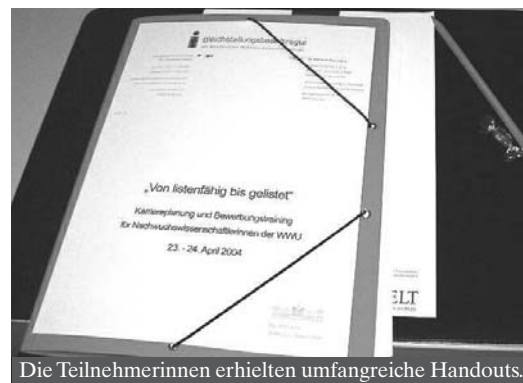
Rede und Antwort

Wird man zum Vorstellungsvortrag eingeladen, sollten als nächstes Informationen über die gewünschte Ausgestaltung des Vortrags eingeholt werden. Wünscht die Kommission eher einen Ausschnitt aus dem aktuellen Forschungsprojekt oder einen allgemeineren Vortrag, der Auskunft über die wissenschaftlichen Standards und die didaktische Vorgehensweise liefert? Für den persönlichen Auftritt hat es sich bewährt, die Rahmenbedingungen vorher zu kennen, beispielsweise den Raum, die Medienausrüstung und die Reihenfolge der Vortragsliste. In der Frage des äußeren Erscheinungsbildes gilt die Devise: nie overdressed, sich wohlfühlen ist entscheidend.

„Im Vortrag selbst muss

man gleich in der ersten Minute die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen“, betont Christine Färber. Einen guten Eindruck macht die persönliche Ansprache der Anwesenden. „Ungünstigen Bedingungen können Sie begegnen“. So kann beispielsweise die letzte Referentin Punkte sammeln, wenn sie an einem langen Tag darauf hinweist, dass nun vermutlich alle doch mit Recht schon etwas müde sind. Der Bewerbungsvortrag muss die Breite der eigenen Fachkompetenz aufzeigen, aber auch das Spezialwissen der Forschungsschwerpunkte durchblicken lassen. Nicht vergessen werden darf, dass das Publikum disziplinar gemischt ist und der Vortrag für alle interessant sein sollte. Beim „Vorsingen“ ist auch Takt erforderlich. Das ständige Zitieren aus den Forschungsarbeiten des Kommissionsleiters kann eher peinlich als schmeichelnd sein. Wichtig ist der Faktor Zeit. Sind zwanzig Minuten vorgesehen, sollte die Rede exakt so lange dauern.

In der abschließenden Diskussion über den Vortrag und bei den Fragen zur Person muss man auf alles vorbereitet sein. „Aus einem sehr gemischten Plenum können manchmal auch wirklich seltsame Fragen kommen“. Christine Färber empfiehlt, immer ruhig zu bleiben und stets sachlich zu antworten. Themen des Gesprächs mit der Berufungskommission sind die Vorstellungen über Lehre,





Nachwuchsförderung, Kooperationen mit anderen Disziplinen und Universitäten sowie die Ausstattung der Stelle. Wichtig ist es, die eigene fachliche Ausrichtung in den Zusammenhang des Fachbereichs zu stellen und für die vorhandenen Projekte und Kooperationen interessant zu sein. Hilfreich ist, wenn man sich zuvor über die unterschiedlichen Erwartungshaltungen der Gruppen in der Berufungskommission klar wird. Für alle spielt das „Dazupassen“ an den Fachbereich eine Rolle. Die künftigen Kollegen auf der professoralen Ebene legen Wert auf Engagement für den Fachbereich und Drittmiteleinwerbung, die Studierenden wünschen sich spannende Lehre und Fleiß bei der Annahme von Examenskandidatinnen und -kandidaten. „Erkundigt man sich nach Ihren persönlichen Lebensumständen, setzen Sie klare Grenzen“, gibt die Seminarleiterin einen wichtigen Hinweis. Das gilt gerade für die Frage nach Kindern, auf die man knapp und entschieden antworten sollte, dass alles zur vollsten Zufriedenheit geregelt ist.

Der Weg zum Ruf

Am Ende der Veranstaltung „Von listenfähig bis gelistet“ stand eine Podiumsdiskussion mit Professor-

innen der Universität Münster aus den Disziplinen Physik, Medizin, Rechtswissenschaften, Wirtschaftswissenschaften und Psychologie. Cornelia Denz, Gabriele Köhler, Ursula Nelles, Theresia Theurl und Pienie Zwitserlood sprachen aus der Sicht ihres Fachs über Besonderheiten des Bewerbungsverfahrens und berichteten von ihren eigenen Wegen zur Professur. „Fünf Professorinnen realpräsen in einer Podiumsdiskussion - es gibt sie!“, freute sich eine der Teilnehmenden über diese Vorbilder. Die Beiträge der erfolgreichen Wissenschaftlerinnen machten deutlich: Bei der Entscheidung, wer eingeladen und dann berufen wird, hängt auch einiges von den fachlichen Biografien der Kommissionsmitglieder ab. Manche haben möglicherweise Sympathie für eine bestimmte Forschungsperspektive, bei anderen geht es nicht ohne langjährige Auslandsaufenthalte, die dritten wünschen sich Interdisziplinarität. Da spielt dann oft auch der Faktor Glück eine Rolle. Wichtig ist es, Führungsqualität, Kommunikations- und Organisationsfähigkeit zu dokumentieren. Ein sicheres und sympathisches Auftreten während des Vortrages kann einige Bedenken über die Forschungsausrichtung vergessen machen. Christine Färber empfahl den Teilnehmerinnen daher abschließend eine zusätzliche Rhetorikschulung.

Kompetente Leitung

Die Teilnehmerinnen des Bewerbungstrainings vergaben für die Seminarleiterin und die Organisatorinnen durchweg sehr gute Noten. Eindrucksvolles Wissen auch im Detail, praxisnah, kurzweilig und mit geschultem soziologischen Blick auf die Hochschulstrukturen lauteten die häufigsten Kommentare. „Es war äußerst ermutigend, dass es auf alle unsere Fragen eine konkrete Antwort gab,

obwohl wir aus so vielen verschiedenen Disziplinen stammen“. Christine Färber wurde bescheinigt, dass sie mit ihrer Präsentation auch deshalb zu überzeugen wusste, weil sie ihre Ratschläge oft unmittelbar anwandte. So führte sie beispielsweise die angenehme Wirkung einer tragenden Sprechstimme vor. Ursula Nelles und Marianne Ravenstein steuerten anonymisierte Exempel aus ihrer aktuellen Praxiserfahrung bei und gewährten ohne Schwarz-Weiß-Malerei Einblick in die Interaktionen des Wissenschaftsbetriebes. Die jüngeren Teilnehmerinnen berichteten über zahlreiche Aha-Effekte angesichts der Ratschläge für eine gute Bewerbung, die Älteren fühlten sich bestätigt, bisher schon das Meiste richtig gemacht zu haben. Die Veranstaltung war zudem Auslöser für die Bildung eines neuen Netzwerkes unter den Teilnehmerinnen. Beschlossen wurde, in Kontakt zu bleiben, um sich untereinander über die künftigen Erfahrungen in Bewerbungsverfahren auszutauschen - damit der Ruf in Zukunft möglicherweise einmal mehr an eine Wissenschaftlerin der Universität Münster geht.

Christiane Streubel

Speaking Gender

Die Sommerschule „Rhetorik und Geschlechterdifferenz“ an der Universität Münster

Sechzig Sekunden Zeit, um sich selbst zu präsentieren. Allein vor dem Publikum stehen. Frei sprechen. Unzählige Möglichkeiten, alles falsch zu machen. Wohin mit den Händen? Jetzt bloß nicht stottern, nicht von einem Bein aufs andere treten, nicht rot werden. Die Videokamera schnurrt im Hintergrund. Das kritische Auditorium achtet auf die kleinste misslungene Geste, bemerkt hektisches Atemholen sofort und wird das aufgelegte Abgleiten in hohe Stimmlagen später beanstanden. Für fast jeden ungeübten Menschen ist das eine Situation, die den schlimmsten Träumen entspringt.

Die 48 Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Sommerschule „Rhetorik und Geschlechterdifferenz“ begaben sich im August 2004 an zehn Tagen freiwillig in diese Lage. „Sommerschule“ - das heißt, während der Semesterferien an die Universität zurückzukehren und über zehn Stunden täglich gemeinsam an einem ausgewählten Thema zu arbeiten. Die „Schülerinnen“ und „Schüler“ studierten im

Humboldt-Gästehaus der Universität Münster die Materie der Rhetorik nicht nur praktisch in Übungen zur Sprecherziehung, sondern vor allem auch theoretisch in Vorlesungen und Seminaren. Zusätzliche öffentliche Abendvorträge und eine Podiumsdiskussion boten die Möglichkeit, mit ausgewählten Expertinnen und Experten ins Gespräch zu kommen. Prof. Martina Wagner-Egelhaaf und Dr. Doerte Bischoff vom Institut für deutsche Philologie II hatten die Idee für das Projekt „Sommerschule“ während ihrer langjährigen Forschungen über „Rhetorik“ gemeinsam entwickelt. Mit ihrem Konzept für eine Veranstaltung, die die Geschlechtsspezifika des Themas mit auf die Agenda setzt, gewannen sie im Jahr 2002 den Frauenförderpreis der Universität Münster. „Wir haben uns sehr gefreut, dass mit dem Preisgeld von 25.000 Euro die Finanzierung unserer Pläne sichergestellt war“, betonen die Literaturwissenschaftlerinnen.

Verführungskunst oder Zusatzqualifikation?

In Deutschland gilt die Kunst der Beredsamkeit spätestens seit der Zeit des Nationalsozialismus als Mittel zur Überredung und damit als nicht gesellschaftsfähig. Man erinnert sich an die Schulzeit, als Hitlers Reden auf ihre „rhetorischen Mittel“ hin untersucht wurden, um Manipulation und Propaganda aufzudecken. „Das Volk wurde hereingelegt“, hieß es dann in der Klassenarbeit. Der Ansehensverlust der Rhetorik, der schon im Jahrhundert der Aufklärung einsetzte, wirkt bis heute auch in der wissenschaftlichen Forschungslandschaft nach. In Deutschland existiert nur ein einziges Seminar für Rhetorik, das von dem Philologen Walter Jens in Tübingen gegründet wurde. „Mittlerweile ist die Redefähigkeit immerhin wieder als eine Zusatzqualifikation anerkannt, die beruflichen Erfolg erleichtert“. Martina Wagner-Egelhaaf und Doerte Bischoff betrachten diese pragmatische Sichtweise jedoch als ein eingeschränktes Rhetorikverständnis, das die Allgegenwart der Rhetorik und ihre Bedeutung für Machtverhältnisse verbirgt. Die Redekunst ist auch in der Demokratie meist das Privileg einer Elite.

Rhetorik ist überall

Die Münsteraner Literaturwissenschaftlerinnen setzten in ihrer Sommerschule neben dem historischen Rückblick besonders die aktuellen Aspekte des Themas auf den Stundenplan. Ihre Perspektive der ‚Neuen Rhetorik‘ sieht die Kunst der Beredsamkeit nicht mehr lediglich als schmückendes Mäntelchen für die eigentlichen



44 junge Frauen und 4 Männer stellten sich der Herausforderung der Sommerschule.

Inhalte, sondern verweist darauf, dass Rhetorik Bedeutung immer mit hervorbringt. Es gibt grundsätzlich keine sprachliche Handlung ohne Rhetorik. Die rhetorische Situation von Männern und Frauen ist bis heute unterschiedlich. Frauen haben es nach wie vor schwerer, das Wort zu ergreifen und gehört zu werden, was sich unmittelbar auf ihr gesellschaftliches Ansehen auswirkt. Theoretikerinnen wie Judith Butler verweisen zudem darauf, dass geschlechtliche Identitäten rhetorisch konstruiert werden, gerade aber auch deshalb Veränderungen möglich sind. Auf ihrer Homepage präsentiert sich Butler, Professorin für *Rhetoric and Comparative Literature* an der Universität Berkeley, folgerichtig in der Pose einer Rednerin. Das bekannte Diktum des *Doing Gender* beinhaltet als ein Element auch das *Speaking Gender*.

Auswahl und Stundenpläne

Das Fächerspektrum der Teilnehmenden war breit. Zwar dominierten Sozial- und Geisteswissenschaften, aber es war auch eine Biotechnologin, eine Juristin und eine Physikerin dabei. Laut Doerte Bischoff war das Plenum der Sommerschule infolgedessen sehr heterogen und das Altersspektrum recht groß, „denn wir haben auch einige Berufstätige eingeladen“. Martina Wagner-Egelhaaf bewertete deren Erfahrungsvorsprung als lehrreich: „Es wurde sehr deutlich, dass das Reden im Berufsleben nach anderen Regeln funktioniert als an der Universität“.

Jeder Sommerschultag begann morgens um 9 Uhr 15 mit einer Vorlesung über die Geschichte und Theorie der Rhetorik. Der konzentrierte Input aus den Vorlesungen konnte sich in den anschließenden Seminarsitzungen entladen. Sie fanden in zwei Gruppen statt und wurden von den Diskussionen der Schülerinnen und Schüler getragen. Die grundlegenden

Texte lasen sie in den Pausen oder spät abends nach dem Ende des Schultages. Der Körper in der Rede, die Bedeutung von Bildungschancen, die Frage nach ‚männlichen‘ und ‚weiblichen‘ Redestilen standen ebenso auf dem Programm wie Judith Butlers Theorie von der Performativität. Butlers komplexe Hypothesen nahm die Sommerschule mit Hilfe medialer Ereignisse der Gegenwart ins Visier. Die Videoproduktionen der Popsängerin Madonna waren ein ideales Mittel, um zu dokumentieren, wie angenommene Geschlechtergrenzen ständig in Frage gestellt werden können, wie zwischen den Geschlechtern changiert oder das angeblich Typische bis an die Schmerzgrenze übertrieben wird. Auf diesem Wege werden Chancen für einen Wandel sichtbar.

Allein vor dem Publikum

Während Vorlesungen und Seminare als Lehrform allen aus ihrem Universitätsalltag bekannt waren, bedeuteten die praktischen Sprechübungen am Nachmittag eine noch größere Herausforderung. Freies Sprechen, Meinungs- und Bewerbungsrede, Körpersprache und Stimmbildung standen auf dem Stundenplan der Sprecherzieherinnen Marion Bertling und Xenia Multmeier, die zwischenzeitlich von Katja Völkl unterstützt wurden. In der zweiten Woche waren die wichtigsten Regeln des gekonnten Sprechens schon so gut verinnerlicht, dass die Teilnehmenden selbst einen Großteil der Kritik übernehmen konnten. Fest auf zwei Beinen stehen, die Arme nicht hängen lassen, Körperspannung halten, zum Inhalt passende Gesten finden und offen ins Plenum schauen – das waren zentrale Leitsätze der Körpersprache. Die Sprecherzieherinnen rieten, vor dem öffentlichen Auftritt ein positives Bild von sich selbst aufzubauen, statt sich

Schreckensbilder des Versagens auszumalen. Ob es bei dem selbstgewählten Thema um eine Bewerbung für eine Post-Doc-Stelle ging oder um den Vorsitz im Karnevalsverein – die Rednerinnen und Redner waren nach wenigen Tagen des Übens schon merklich sattelfester als zu Beginn.

Die Abendvorträge auswärtiger Expertinnen und Experten boten neben zusätzlichem theoretischen Wissen das Lernen am Modell. „Natürlich wurden die rhetorischen Leistungen der Gastvorträge begeistert diskutiert“. Doerte Bischoff hebt hervor, dass hier ganz unterschiedliche Vortragsstile der weiblichen Gäste vor allem den Studentinnen Identifikationsmöglichkeiten boten. Es traten Wissenschaftlerinnen auf, die später als „mütterlich“, „damenhaft“ oder „knallhart“ charakterisiert wurden, und jeder Typ fand seine Anhängerschaft.

Die Sommerschulleiterinnen legten besonderen Wert darauf, dass die Teilnehmenden an diesen 14 Tagen für ihre eigene Zukunft lernen sollten, sich überall besser einzubringen. „Studierende machen nicht selten die Erfahrung, dass sie in der Schulzeit immer gut mitgearbeitet haben, an der Universität dann aber verstummen“. Martina Wagner-Egelhaaf riet dazu, sich aus dieser Schweigeecke langsam herauszuarbeiten. „Wenn man sich vornimmt, anfangs nur einmal pro Sitzung in einem Universitätsseminar etwas zu sagen, dann schafft man es irgendwann bis zur selbstverständlichen Mitarbeit“.

Schule in den Ferien

„Es war ein regelrechter Ausnahmezustand“, beschrieb eine der Teilnehmerinnen rückblickend die Tage der Sommerschule. „Man verlässt um halb neun das Haus und kommt abends um halb neun Uhr zurück, manchmal auch später, wenn man noch mit den Gastvortragenden gemeinsam zum Es-

Einigkeit auf dem Podium: Gleichstellungspolitik bleibt notwendig.



sen geht. Über zwölf Stunden täglich gibt es neue Eindrücke und Gedanken, weil in den Pausen natürlich weiter diskutiert wird. Das ununterbrochene Sich-Positionieren – wie stehe ich dazu – führt zu einem starken persönlichen Entwicklungsschub“. Auch die Dozentinnen erfuhren die Tage der Sommerschule als ungeheuer intensiv. Häufig war Flexibilität gefordert. Das unterschiedliche Vorwissen der Teilnehmenden führte dazu, dass Martina Wagner-Egelhaaf und Doerte Bischoff ihre Gruppen noch einmal unterteilen und mit verschiedenen Texten ausstatten mussten, damit es für alle spannend blieb. „Als einige jüngere Studierende nach der Unterscheidung von ‚sex‘ und ‚gender‘ fragten, wurde es den Doktorandinnen langweilig und da mussten wir reagieren“, blicken die beiden Wissenschaftlerinnen zurück. Bei der Organisation und Veranstaltung der Sommerschule konnten sich die Leiterinnen auf ihre Mitarbeiterinnen Romeike Jeske und Lily Tonger-Erk stützen, die nicht nur für die Technik zuständig waren, sondern sich auch um zahlreiche andere Organisationsfragen kümmerten.

Politische Dimensionen

Die öffentliche Podiumsdiskussion „Eine Frau, ein Wort“ vereinte als einer der Höhepunkte der Sommerschulwochen noch einmal Diskutandinnen an einem Tisch, die gewohnt sind, das Wort zu ergreifen. An einem Sonntag morgen kamen im Landesmuseum

über hundert Zuhörerinnen und Zuhörer zusammen. Sie erlebten mit, wie sich die Frage nach der Geschlechterdifferenz in der Rhetorik nach einigen Wortwechseln auf die allgemeinpolitische Frage der Gleichstellung zuspitzte. Die Moderatorin PD Dr. Christa Heilmann führte bewusst provokante Thesen ins Feld, um die Diskussion anzustacheln. Jedoch kristallisierte sich schnell heraus, dass die Expertinnen auf dem Podium in der Grundsatzfrage einig waren: Gleichstellungspolitik sei nach wie vor notwendig, um Chancengleichheit zu sichern. Dr. Marianne Ravenstein, die Gleichstellungsbeauftragte der Universität Münster, berichtete von ihren Erfahrungen in Berufungsverhandlungen, in denen Bewerbungen von Frauen immer noch häufig anders abgewogen werden. Ein rhetorisch exzellenter Probevortrag habe daher einen besonderen Stellenwert, um sich ins Spiel zu bringen. Die Literaturwissenschaftlerin Prof. Inge Stephan von der HU Berlin schilderte, wie ihr in der Funktion als Frauenbeauftragter einmal das Rederecht entzogen werden sollte. Ihr wurde vorgeworfen, sie würde mit ihrem rhetorischen Talent den weiblichen Bewerbern einen ungerechtfertigten Wettbewerbsvorteil verschaffen.

Frauenquoten - Männerquoten

Die Münsteraner Physikprofessorin Cornelia Denz sah anhaltende Barrieren in den Köpfen als verantwortlich dafür, dass sich nach

wie vor weniger Frauen eine Karriere in den Naturwissenschaften vorstellen können. Antonia Graf vom autonomen Frauenreferat des AStA brachte den Gedanken ein, dass Gleichstellung auch vielen Männern dienen könne. Die gesellschaftliche Erwartungshaltung, stets die Rolle des „testosterongesteuerten Machtmenschen“ einzunehmen, würde sicherlich nicht jedem liegen. Die Münchner Rhetoriktrainerin Ruth Pink wies auf aktuelle Studien hin, die belegen, dass weibliche Führungspersonen nicht schlechter reden oder präsentieren als Männer, dass sie aber ganz anders wahrgenommen werden als diese und zwar meistens negativer. Das Geschlecht bleibt ein Beurteilungskriterium. Bevor man Quotenfrauen diffamiere, solle man daher stets bedenken, dass es in vielen Bereichen nach wie vor eine neunzigprozentige Männerquote gebe, die bloß weniger sichtbar sei. Martina Wagner-Egelhaaf und Doerte Bischoff zogen aus dieser Debatte den Schluss, dass gerade junge Frauen sich trotz einer verhältnismäßigen Gleichstellung im Studium nicht in trügerischer Sicherheit wiegen sollten. „Im Berufsleben ist die ersehnte Gleichverteilung der Welt noch lange nicht verwirklicht“. In Bezug auf die Rhetorik und all ihren Begleitumständen heißt es demnach, politisch aufmerksam zu bleiben.

Christiane Streubel

Interview mit der Kanzlerin der Universität Münster

Dr. Bettina Böhm hat am 1. August 2004 ihr Amt angetreten

Dr. Bettina Böhm, Jahrgang 1966, studierte von 1985 bis 1990 Jura an der Universität Bielefeld. Die Referendariatsstationen führten sie anschließend an das Oberlandesgericht Hamm, zum Städtetag in Köln und in eine Mailänder Kanzlei. Ab 1994 war sie als Verwaltungsangestellte beim Dezernat für Akademische und Studentische Angelegenheiten an der Universität Bielefeld beschäftigt. 1996 wechselte sie zur Universität Dortmund auf die Position der Dezernentin und wurde parallel zu dieser Tätigkeit im Jahr 1998 mit einer Arbeit zu „Public Private Partnerships“ promoviert. Seit September 2002 war sie Ständige Vertreterin des Kanzlers an der Universität Dortmund. Ihre Tätigkeitsschwerpunkte lagen dort unter anderem auf den Gebieten Strukturentwicklungsmaßnahmen, der Organisation der Studierendenverwaltung, der Internationalisierung von Studium und Lehre und der Entwicklung von Instrumenten für das Qualitätsmanagement an Universitäten. Der Senat der Universität Münster beschloss Anfang 2004 einstimmig, die Leitende Regierungsdirektorin der Landesregierung als Kanzlerin der Universität Münster vorzuschlagen. Vor Beginn ihres Amtsantritts gab Dr. Bettina Böhm der Redaktion der *Wilhelmine* im Büro der Gleichstellungsbeauftragten ein Interview.



Wilhelmine: Frau Dr. Böhm, ab dem 1. August 2004 werden Sie für etwa 1.800 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Universität Münster die oberste Vorgesetzte sein. Wie sah dieser Weg zur Kanzlerin aus? Sie haben zunächst Jura studiert, im Anschluss den Referendariatsdienst absolviert und dann eine Stelle in der Verwaltung der Universität Bielefeld angenommen.

Böhm: Zu diesem Zeitpunkt habe ich in erster Linie nach einer Möglichkeit gesucht, in Bielefeld mein Dissertationsvorhaben zu finanzieren. Damals wusste ich schon, dass ich zwar promovieren, nicht jedoch die wissenschaftliche Laufbahn einschlagen wollte. Ich habe also auf die Empfehlung einer Freundin hin in der Verwaltung eine Urlaubsvertretung angenommen, um Geld zu verdienen.

Wilhelmine: Und dann sind Sie dabei geblieben.

Böhm: Ich entdeckte, dass es sich für mich um die ideale Kombination handelte. Im Dezernat für Akademische und Studentische Angelegenheiten konnte ich weiterhin Wissenschaft sehr nah erleben, gleichzeitig juristisch arbeiten und bei der anstehenden Verwaltungsreform mitwirken. Bei der Suche nach der besten beruflichen Perspektive war für mich ganz schnell klar: Das ist es!

Wilhelmine: Innerhalb von nur zehn Jahren ist Ihnen der Aufstieg von der Verwaltungsangestellten zur Kanzlerin der Universität Münster gelungen. Was waren die wichtigsten Stationen auf diesem Weg?

Böhm: Die erste Weichenstellung war nach den zwei Jahren in Bielefeld der Wechsel auf eine Leitungsposition an der Universität Dortmund. Als Dezernentin für Akademische und Studentische Angelegenheiten kamen dort einige neue Dinge auf mich zu. Besonders ungewohnt war am Anfang die Verantwortung für die rund dreißig Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Man begegnet vielen Erwartungen, mit denen es umzugehen gilt. Ich musste erst einmal lernen, dass nun alles was ich sagte und tat sehr genau registriert wurde. Geholfen hat mir, dass ich, obwohl jünger als die

meisten meiner Mitarbeiter, innerhalb der Verwaltungsstruktur von Anfang an als Vorgesetzte akzeptiert wurde. Grundsätzlich kann man in einer leitenden Position Konflikten zwar nicht aus dem Weg gehen, aber in der Regel streitet man sich in der einen Sache, um dann in der nächsten schon wieder mit den gleichen Menschen zusammenzuarbeiten. Mir war an meiner Position außerdem wichtig, dass mein Dezernat breite Schnittstellen zu anderen Bereichen hatte. Das Dezernat ist dann auch noch um Gebiete ergänzt worden, die vorher nicht exakt verortet waren. So habe ich sehr viel über die Universitätsverwaltung insgesamt lernen können.

Wilhelmine: *Seit dem Herbst 2002 waren Sie die Ständige Vertreterin des Kanzlers in Dortmund.*

Böhm: Das war die zweite entscheidende Station und bedeutete noch einmal eine Weiterentwicklung im beruflichen Selbstverständnis. Denn es ging mit der neuen Erfahrung einher, dass Kollegen, mit denen ich vorher direkt zusammengearbeitet hatte, mich als Vorgesetzte sahen und in dieser Funktion um Rat baten. Für die Frage, was man sich selbst zutraut, ist das sicherlich hilfreich.

Wilhelmine: *In welchen Punkten hat die Ausschreibung der Universität Münster für die Position der Kanzlerin Ihr Interesse geweckt? Was gefiel Ihnen an dem Anforderungsprofil?*

Böhm: Besonders attraktiv für mich war das ausdrücklich weit ge-

spannte Aufgabenspektrum. Nach einem engen Verständnis könnte man die Position der Kanzlerin auf die Leitung der Verwaltung und die Haushaltsführung beschränken. In NRW und insbesondere in dem von der Universität Münster formulierten Anforderungsprofil wird die Inhaberin dieser Position jedoch zugleich als gestaltendes Mitglied der Hochschulleitung gesehen. Im Hinblick auf die Verwaltungsführung stehen Fragen der Personalentwicklung im Vordergrund. Das ist keineswegs ein allgemeiner Trend. In einigen anderen Bundesländern wird gegenwärtig wieder das reine Ressortprinzip befürwortet und der Kanzler auf die Haushaltsführung beschränkt. Mir sagt das Verständnis hier in Münster wesentlich mehr zu.

Wilhelmine: *Heutzutage wird viel über den ‚richtigen‘ oder ‚falschen‘ Führungsstil gesprochen. Wie würden Sie Ihren beschreiben?*

Böhm: Kooperativ. Für mich ist die starke Beteiligung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter grundlegend. Zur Entscheidungsvorbereitung trage ich zunächst mit den Dezernenten und Abteilungsleitern das Sachwissen zusammen. Gemeinsam ist es viel leichter möglich abzuschätzen, welche Auswirkungen eine Entscheidung haben kann und wo sich schon im Vorhinein Möglichkeiten und Grenzen zeigen. Dadurch kann auch bei der konkreten Umsetzung leichter nachgesteuert werden. Es sollten nach dem Entscheidungsprozess möglichst viele von dem überzeugt sein, was getan wird. Sonst geht das Engagement verloren.

Wilhelmine: *Auf welche Zukunftsthemen an der Universität Münster freuen Sie sich besonders?*

Böhm: Auf die weitere Gestaltung der Studierendenverwaltung, die durch die Zusammenführung von Studentensekretariat und Zentraler Studienberatung in einem Dezernat schon auf einem guten Weg ist. Ein weiterer Schwerpunkt sind in diesem Zusammenhang die neuen Studienstrukturen und die Einführung studienbegleitender Prüfungen. Die Mitarbeit an der „Qualität der Lehre“ wird auch weiterhin für mich großes Gewicht haben. Ein wichtiges Thema wird selbstverständlich die Umstellung auf den Globalhaushalt ab 2006 sein, der den Umgang mit den Ressourcen stark verändert. Das ausgabenbezogene Prinzip der Kameralistik wird ersetzt durch eine neue Finanzplanung und Rechnungslegung. Eine Herausforderung liegt dabei in der geplanten Aufhebung der Trennung zwischen Sachhaushalt und Personalhaushalt. Es stehen Entscheidungen bevor, wie viel zentral verwaltet werden soll und wie viel von den Fachbereichen. Hier muss die Verwaltung insbesondere im Rahmen eines Controlling die Informationen liefern, die für diese Planungs- und Entscheidungsprozesse notwendig sind.

Wilhelmine: *Die Kanzlerin einer Universität wird heute regelmäßig mit der Frage konfrontiert, ob es in Zeiten „knapper Kassen“ überhaupt Spaß macht, gewissermaßen den Mangel zu verwalten?*

Böhm: Das ist natürlich insofern richtig, als dass es schöner ist, mit

zusätzlichen Ressourcen zu arbeiten. Man muss heute tatsächlich mit weniger Mitteln umgehen. Allerdings wehre ich mich dagegen, alles von diesem Thema Mittelknappheit beherrschen zu lassen, denn das führt nur dazu, dass man unproduktiv wird und sich lähmen lässt. Da hilft auch der Vergleich mit den Erfahrungen anderer Länder. Aufgrund internationaler Kontakte, etwa zu Universitäten in Schottland und den Niederlanden weiß ich, dass Universitäten auch in diesen Ländern erhebliche Summen einsparen mussten und sich trotzdem dynamisch weiterentwickelt haben. Solche Relationen zu kennen ist sehr heilsam und es verhindert, sich durch das ständige Reden über den Mangel frustrieren zu lassen.

Wilhelmine: *Zwei Schlagworte haben in letzter Zeit die bundesdeutsche Hochschullandschaft beherrscht. Was ist Ihre Reaktion auf die Losung der „Eliteuniversität“ und die Einführung der „Studienkonten“?*

Böhm: Bei dem Stichwort „Eliteuniversität“ begrüße ich die Entwicklung der Diskussion insofern, als dass über den Gedanken der wenigen Elitehochschulen hinaus geplant ist, an den Universitäten fachliche Exzellenzcluster aufzubauen. Für mich als Mitglied der Hochschulleitung ist es natürlich wichtig, dass Münster in dieser Diskussion präsent ist. Unsere Exzellenzbereiche müssen gut platziert werden. Der Gedanke des Wettbewerbs „Wie attraktiv bin ich für Studierende?“ verdient dabei ebenfalls Aufmerksamkeit.

Das allgemeine Interesse für Hochschulrankings belegt das meiner Meinung nach deutlich.

Die Studienkonten sind hingegen kein schönes Thema, denn gleichgültig, wie man zu Studiengebühren steht, ist dieses Modell viel zu kompliziert. In Dortmund war es uns gerade gelungen, die Serviceleistung des Studierendensekretariats merklich zu verbessern. Dann wurde durch die Studienkonten fast alles lahm gelegt. Unsere Freude an der Dienstleistung hat dadurch einen empfindlichen Dämpfer erlitten. Diese Regelungen sind kaum administrierbar.

Wilhelmine: *In Dortmund haben Sie sich besonders auch für neue Wege bei dem Übergang von Schulen zu den Universitäten engagiert?*

Böhm: Ich halte es für wichtig, dass Studierende früh eine Bindung an ihre Universität entwickeln. In Dortmund hatten wir beispielsweise die Idee, die Werbung für ein Studium der Ingenieurwissenschaften mit einem einwöchigen „Camp“ zu verbinden. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben eine Woche lang an gemeinsamen Projektaufgaben gearbeitet und in dieser Zeit Tag und Nacht auf dem Campus gelebt. Gerade den Mädchen hat die Erfahrung der Projektarbeit ungeheuer gefallen. Neben der sehr starken Außenwirkung durch die Medienberichte hat sich dadurch der Kontakt zu den umliegenden Schulen deutlich verbessert. Die Zusammenarbeit zwischen Universitäten und Schulen ist in Deutschland noch immer nicht leicht. Eine ähnliche Situati-

on findet sich nach dem Ende des Studiums, wenn die Studierenden die Universität oft ohne zurückzublicken verlassen. Es hat nicht viel Zweck, erst nach dem Abschluss ein Alumni-Netzwerk aufzubauen. Das Gefühl der Identifikation mit der eigenen Hochschule muss sich während der Studienzeit einstellen.

Wilhelmine: *Wenn Sie auf Ihre berufliche Laufbahn zurückblicken, hat dabei je der Faktor ‚Geschlecht‘ eine Rolle gespielt?*

Böhm: Da habe ich sicherlich den Vorteil, dass es in der Hochschulverwaltung ganz allgemein gute Chancen für Frauen gibt. Nach wie vor bestehen unterschiedliche Berufskulturen und in vielen Anwaltskanzleien oder Unternehmen muss man tatsächlich noch immer die Berechtigung nachweisen, dass man als Frau dort arbeiten kann. Man muss also schon für diesen ständigen Beweis viel Kraft aufwenden und das sollte einem vorher bewusst sein. In Dortmund hatten wir zu meiner Zeit ebenfalls eine Kanzlerin, auf die sich dann fast die ganze Aufmerksamkeit konzentrierte. Das bedeutete für die Frauen, die in den Dezernaten auf der Leitungsebene arbeiteten, eine gewisse Erleichterung.

Wilhelmine: *Frau Dr. Böhm, wir bedanken uns herzlich für das Gespräch.*

Das Interview führte Christiane Streubel.

Personalia

(upm/Eigener Bericht)

Prof. Dr. Cornelia Blasberg wurde zur Professorin für das Fach „Neuere deutsche Literaturwissenschaft“ am Fachbereich Philologie der Universität Münster ernannt. Die Literaturwissenschaftlerin wurde 1955 in Wuppertal geboren. Nach einem Studium der Germanistik und Politikwissenschaft in Marburg und Tübingen folgte 1983 die Promotion mit einer Arbeit über Robert Musil. Anschließend war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Literaturarchiv Marbach und an der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart. Sie edierte unter anderem das Briefwerk von Karl Wolfskehl. 1988 arbeitete Cornelia Blasberg zunächst als Wissenschaftliche Assistentin und nach der Habilitation seit 1996 als Hochschuldozentin an der Universität Tübingen. Ihre Veröffentlichungen liegen vor allem auf den Gebieten Literatur des 18. bis 20. Jahrhunderts, Wissenschaftsgeschichte der Germanistik, Ästhetik um 1900 sowie Exilliteratur und Holocaustforschung.

Prof. Dr. Martina Wagner-Egelhaaf vom Institut für Deutsche Philologie II ist in den Senat der Deutschen Forschungsgemeinschaft gewählt worden. Sie vertritt dort als eine von 39 wissenschaftlichen Mitgliedern die Sektion Germanistik/Geschichte. Der Senat ist das wissenschaftspolitische Gremium der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Er nimmt gemeinsame Anliegen der Forschung wahr, fördert ihre Zusammenarbeit und berät Regierungen, Parlamente und Behörden durch wissenschaftlich begründete Stellungnahmen. Durch die Einrichtung von Schwerpunktprogrammen und Forschergruppen setzt er Akzente in der Forschungsplanung.

Prof. Dr. Petra Pohlmann ist seit dem 1. April 2004 Inhaberin der Professur für Bürgerliches Recht, Wirtschaftsrecht und Zivilverfahrensrecht sowie Direktorin des Instituts für Internationales Wirtschaftsrecht an der Universität Münster. Petra Pohlmann, geboren 1961, studierte Rechtswissenschaften und parallel die Fächer Anglistik, Geschichte und Kunstgeschichte in Münster. Sie war bis zu ihrer Promotion im Jahr 1991 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Arbeits-, Sozial- und Wirtschaftsrecht. Von 1994 bis 1997 erhielt sie ein Lise-Meitner-Stipendium des Landes NRW und nahm im Anschluss an die Habilitation einen Ruf der Heinrich Heine-Universität Düsseldorf an. Seit 1998 ist sie im Nebenamt Richterin am Oberlandesgericht Düsseldorf, dort seit 2000 vorübergehend beurlaubt. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Bürgerliches Recht, Kartellrecht, Wettbewerbsrecht und Zivilprozessrecht.

Prof. Dr. Marianne Krüger-Potratz vom Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft der Universität Münster wurde zur stellvertretenden Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) gewählt. Die Gesellschaft ist die einzige Vereinigung aller Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Bereich Erziehungswissenschaft mit über 2000 Mitgliedern.

Haide Droste zu Senden, ehemalige Mitarbeiterin des Akademischen Auslandsamts, erhielt für ihre Verdienste bei der Betreuung ausländischer Gastwissenschaftler die Verdienstmedaille der Bundesrepublik Deutschland.

Dr. Maja Malik erhielt für ihre am Institut für Kommunikationswissenschaft geschriebene Dissertation den mit 2.000 Euro dotierten Dissertationspreis der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft.

Hilke Plassmann, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Handelsmanagement und Netzwerkmarketing der Universität Münster, wurde für ihre Dissertation über die „Neuroökonomische Erforschung der emotionalen Reaktionen von Konsumenten auf Marken während der Kaufentscheidung“ mit einem mit 8.000 Euro dotierten Sonderpreis der Wilhelm-Lorch-Stiftung ausgezeichnet.

Prof. Dr. Beate Kehrel von der Medizinischen Fakultät der Universität Münster hat gemeinsam mit Prof. Dr. Meinrad Paul Gawaz vom Deutschen Herzzentrum München den mit insgesamt 10.000 Euro dotierten "Alexander-Schmidt-Preis" für ihre Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der Hämostaseologie und vaskulären Medizin erhalten, die sich mit den Blutgefäßen und der Blutstillung befassen.

Tagungsbericht

Konfigurationen kybernetischer, virtueller und biopolitischer Existenzen

Engineering Gender

Ist ein Leben ohne Handy, Laptop und Internet für einen Menschen überhaupt noch lebenswert? Angesichts des Suchtpotentials dieser technischen Errungenschaften rücken Science-Fiction-Phantasien von *Cyborgs*, Mischwesen aus Mensch und Maschine, seit einigen Jahren mit rasantem Tempo näher an die Realität. Gebe es bereits das Angebot, sich ein Handy implantieren zu lassen, wäre die Zahl der Freiwilligen vermutlich groß. *genus*, der Münsteraner Arbeitskreis für Gender Studies machte diese Leitfrage der Zukunft zum Thema einer interdisziplinären und internationalen Tagung, die vom 6. bis 8. November 2003 an der Universität und der Kunstakademie Münster stattfand. Unter dem Titel „*Engineering Gender: Konfigurationen kybernetischer, virtueller und biopolitischer Existenzen*“ widmete sich die Konferenz so unterschiedlichen Themen wie *Cyborgs*, Genetik, Pornographie, Biopolitik, dem Gehirn und dem Alten Testament. Ausgangspunkt der Planungen zur Tagung war die These, dass mit dem wachsenden Einfluss neuer Technologien auf unseren Alltag häufig auch ein Verwischen der Grenzen von Natur und Technik einhergeht. In thematischen Sektionen fragten die Referentinnen und Referenten aus unterschiedlichen Perspektiven nach den Auswirkungen von Biotechnologie, kybernetischen Organismen und virtueller Realität auf unser Menschen- und Körperbild, unsere Vor-

stellung von „Natur“ oder „Identität“ und ihrer Rolle bei der Konstruktion von Geschlecht - das „*engineering gender*“ des Tagungstitels.

Interdisziplinäre *genus*-Tagung

Konzipiert und organisiert wurde die Tagung von 13 Studierenden und Graduierten der WWU Münster, die gemeinsam die Gruppe *genus* bilden. Der interdisziplinäre Arbeitskreis veranstaltet seit 1997 regelmäßig Vorlesungsreihen zur Geschlechterforschung. 2001 wurde *genus* für diese Arbeit und für den Entwurf zur Tagung *Engineering Gender* mit dem Frauenförderpreis der Universität Münster ausgezeichnet. Mit dem Preisgeld konnte die interdisziplinäre und internationale Tagung finanziert werden. Die Veranstaltung war durchweg gut besucht, und die Thesen und Themen der Vorträge wurden auch außerhalb der organisierten Diskussionsrunden angeregt debattiert. *Cyborgs* (CYBernetic ORganism) stellten immer schon eine Grenzfigur dar. Das gilt ebenso für das in die Jahre gekommene Monster des Wissenschaftlers Frankenstein wie für den „weiblichen“ T-X aus dem Film *Terminator III*. Die feministische Naturwissenschaftshistorikerin Donna Haraway benutzt *Cyborgs* als Metapher für Identitäten, die gesellschaftlich marginalisiert werden. Das Mischwesen steht für die Chance, gesellschaftliche Dichotomien und Hierarchien in Frage zu stellen. Auf

diese Weise wird das Konzept über Technikvisionen hinaus für philosophische und kulturwissenschaftliche Analysen und gerade auch in der Geschlechterforschung, fruchtbar gemacht.

Grenzfigur Mensch-Maschine

Vor diesem Hintergrund setzten sich der Eröffnungsvortrag wie auch die Beiträge der ersten Sektion der Tagung - „*Figurationen*“ - exemplarisch mit derartigen Grenzfiguren auseinander. In seiner Lektüre vom *Cyborg* als „Figur der Reflexiven Moderne“ diskutierte Dierk Spreen die technik- und kulturgeschichtliche Idee kybernetischer Organismen, einer „*Cyborgisierung*“ des Menschen, beispielsweise durch Einpflanzung künstlicher Organe. Elisabeth Tiller sprach über weibliche *Cyborgs* in den Filmen *Metropolis* und *Matrix*, Stefanie Schäfer-Bossert über Mischwesen und Körpererweiterungen im Alten Testament. Die Figuren dokumentierten das Überschreiten von Körpergrenzen und erwiesen sich als eine Art Schnittstelle von Zukunftsvisionen und tradierten Denkmustern.

Gegenüber diesen kulturellen Vorstellungen beschäftigten sich die Vorträge des Panels „*Technologien*“ mit realtechnischen Annäherungen und Verbindungen von Mensch und Maschine in Bereichen des Alltags, in denen die neuen Techniken längst einen Raum erobert haben. In seinem Beitrag „*Max, unseren Agent in der virtuellen Welt*“ stellte Ipke Wachs-

muth ein Forschungsprojekt aus dem Bereich der künstlichen Intelligenz vor. Er fragte auch nach der geschlechtlichen Codierung derartiger Systeme. In ähnlicher Weise befasste sich der Vortrag von Ingo Müller über die technische Veränderung weiblicher Gesangsstimmen in der Popmusik mit Fragen der „Authentizität“ und „Identität“ von menschlichen Stimmen im Zeitalter ihrer technischen Zurichtung.

Geschlecht zwischen Fragilität und Stabilität

Als integrierende Fragestellung aller Vorträge der Tagung fungierte die jeweilige Konstruktion und Existenzweise von Geschlecht. Die Vorträge des Panels „Geschlechter“ stellten diesen Aspekt in den Vordergrund, indem sie danach fragten, wie Geschlechter und Sexualitäten durch Ankopplung an Maschinen, virtuelle Realitäten oder reproduktionsbiologische Eingriffe geschaffen und verändert werden. Michel Groneberg analysierte die Entstehung des individuellen Geschlechts im Spannungsfeld von medizinischen und kulturellen Körperkonzepten. Ulrike Klöppel fragte nach dem medizinischen und psychologischen Umgang mit Intersexualität. Sie lotete das Verhältnis von Körper, Sexualität und Geschlechtsidentität aus, das zwischen beharrlicher Existenzweise und beliebiger Wahlmöglichkeit changiert. Elisabeth Tuiden und Anja Tschierske erkundeten Möglichkeiten, wie hybride Sexualitätskonzepte in der Sexualpädagogik und der Museumsdidaktik vermittelt werden können. Visuelle Bilder stellen das zentrale Medium nicht nur des Films, sondern auch des Internets und der neuen Medienkunst dar. Sie standen in der Sektion „Visualisierungen“ im Zentrum. Im Umgang mit Vorstellungen vom Menschen haben Bilder immer wieder eine zentrale Rolle als Vermittler von Ideen und Normen gespielt.

So bestimmen visuelle Darstellungen gentechnischer Erkenntnisse wie die Doppelhelix mittlerweile nicht nur die Ästhetik populärmedizinischer Medien, sondern auch Filme und Computerspiele. Karin Bruns zeigte in ihren Ausführungen über „Geschlecht, Genetik und „global images“, wie Geschlechtszuschreibungen zeitgenössischer Filme mit erotisierten wissenschaftlichen Bildern verknüpft werden. Im Mittelpunkt dieser Verbildlichung steht die weibliche Fortpflanzungsfähigkeit. Die sich an den Vortrag anschließende Vorführung des Stummfilmes *Alraune* mit Live-Musikbegleitung im Kino Cinema veranschaulichte diese Beobachtung exemplarisch.

Ordnungen der Geschlechter

Die neuen Bildmedien scheinen die Möglichkeit zu versprechen, erneut Grenzen zwischen künstlicher und „echter“ Wirklichkeit abzustechen. Es entstehen neue Konzepte von menschlicher Identität und menschlichem Körper. Die Vorträge von Jutta Franzen über körperlose Existenzen im Cyberspace und von Svenja Flaßpöhler zum pornographischen Körper als „Lustmaschine“ dokumentierten jedoch, dass die Chancen zum Aufbrechen traditioneller Geschlechterbilder meist sehr fraglich sind. Barbara Koenches zeigte, wie globalisierte Sehnsüchte - Tourismus und globaler Heiratsmarkt - überwiegend an traditionellen Geschlechterkonzepten orientiert sind. Die explizit feministisch-utopische Vision der „ersten interplanetarischen Ausstellungsfläche auf dem Mars“, die Claudia Reiche und Helene von Oldenburg präsentierten, blieb somit eine Außenseiterposition auf dem Gebiet der Visualisierungen. Im Gegensatz zu visuellen Darstellungen der Kunst erscheint die Materialität des Körpers unhintergebar. Diese Feststellung dient häufig zur Naturalisierung der Geschlechterordnung, die somit

als stabil und überzeitlich präsentiert wird. Mit Verweis auf „greifbare Fakten“ scheint die Ordnung der Geschlechter biologisch verifizierbar. Aber schon das Konzept von „Materialitäten“ ist, wie die Vorträge des gleichnamigen Panels aufzeigten, stets auch etwas rhetorisch Geschaffenes, das Möglichkeiten eines Neudenkens beinhaltet. Der Beitrag von Sabine Heel und Claudia Wendel diskutierte die Tendenz, menschliches Empfinden und Handeln auf materielle Gehirnfunktionen zu reduzieren. Dies hat Auswirkungen auf unser Verständnis von menschlicher Freiheit, Körperwahrnehmung und Identität. Demgegenüber deutete Sigrid Köhler in ihrem Vortrag „Morphing mit Kristeva“ das philosophische Materialitätskonzept Julia Kristevas neu. In Anlehnung an die Tricktechnik des Morphens, die aus Filmen wie *Terminator II* bekannt ist, zeigte sie, wie sich die Materialität des Körpers als eine geschlechtlich nicht kodierte Reproduktionstechnik lesen lässt.

Schlussdebatte

Die Tagung schloss mit einer Diskussion zur Biopolitik und ihren Effekten auf die gesellschaftliche Praxis. In ihrem Vortrag „Biopolitik, Zivilgesellschaft, Geschlechterverhältnisse“ kritisierte Susanne Lettow den Begriff der Biopolitik in der Philosophie von Michel Foucault, Giorgio Agamben und Michael Hardt/Antonio Negri. Bei diesen Autoren liege ein universalistischer Begriff von Leben zugrunde, der die Kategorie Geschlecht ebenso ausblende wie die Trennung von „öffentlich“ und „privat“. Die abschließende Diskussion stellte die Frage in den Mittelpunkt, inwieweit mit dem Konzept der „Biopolitik“ feministische Kritik artikuliert und feministisch-zivilgesellschaftliches Handeln realisiert werden kann.

Astrid Haas

Die schlaue Art zu waschen

Die neue Dienstmädchenfrage im Zeitalter der Globalisierung

Cleaning, Caring und Cooking – diese drei C's charakterisieren den Alltag der neuen Dienstmädchen-Generation. Sie putzen, sie kochen, sie übernehmen die Betreuung von kleinen Kindern oder alten Menschen. Sie kommen aus Mittel- und Osteuropa, aus Lateinamerika oder von den Philippinen. Dort lassen sie oft Familie und eigene Kinder zurück. Viele haben in ihrem Heimatland ein Studium absolviert. In Deutschland arbeiten sie illegal als Kindermädchen, Putzhilfe oder Pflegerin.

Das Münsteraner Forschungsprojekt „Gender, Ethnizität, Identität - Die neue Dienstmädchenfrage im Zeitalter der Globalisierung“ (<http://www.uni-muenster.de/FGEI>), das in der Lehrereinheit Erziehungswissenschaften der Universität Münster angesiedelt ist, konzentriert sich auf dieses aktuelle Phänomen. Seit November 2001 arbeiten Privatdozentin Dr. Helma Lutz und Dr. Susanne Schwalgin im Rahmen dieses von der Volkswagenstiftung finanzierten Projektes. „Bei der neuen Dienstmädchenfrage handelt es sich um einen Bereich, der erst in den letzten zehn Jahren als Thema erschienen ist und bislang von der Forschung vernachlässigt wurde“, erläutert Helma Lutz.

Knochenarbeit für Billiglöhne

Es sind fast ausschließlich Frauen, die etwa seit Beginn der 90er Jahre ihre Heimat verlassen, um in Deutschland Versorgungsarbeiten in fremden Haushalten zu übernehmen. „Männer machen nur einen ganz kleinen Anteil aus“, erklärt Lutz. Sie vermutet,

dass die Gründe dafür tief in unserer Gesellschaft verankert sind: „Tätigkeiten im Haushalt werden hier immer noch vorwiegend als Frauensache angesehen“. Und das, obwohl es sich um echte Knochenarbeit handelt. „Das wird von den meisten Arbeitgebern allerdings nicht wahrgenommen“, konstatiert die Erziehungswissenschaftlerin. Die Hausangestellten des 21. Jahrhunderts verrichten oft ganz allein Dienstleistungen, die sonst von drei bis vier Personen übernommen werden würden. Ein Spezifikum bezahlter Hausarbeit ist, dass unterschiedliche Tätigkeiten wie beispielsweise Putzen und Kinderbetreuung häufig nicht als verschiedenartige Leistungen wahrgenommen werden. Darüber hinaus arbeiten die Frauen nicht nur in einem, sondern meist gleich in mehreren Haushalten.

Der Bedarf an solchen „Hausangestellten“ scheint vorhanden zu sein. Zu den Arbeitgebern gehören nicht mehr nur Wohlhabende, sondern zunehmend auch ältere Menschen und berufstätige Familien. „Es sind Leute, die sich diese Entlastung leisten können. Aber sie können oder wollen nicht so viel zahlen, wie es bei legaler Beschäftigung kosten würde. Denn das wäre etwa anderthalb mal soviel“, erläutert Susanne Schwalgin, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Projekts. Der durchschnittliche Lohn für die Hausangestellten liegt zwischen 7,50 Euro und maximal zehn Euro, mit einer Tendenz zu etwas niedrigeren Löhnen in Münster und höheren in Berlin und vor

allem in Hamburg. Im Vergleich zu der Bezahlung in den Heimatländern sind diese Beträge allerdings sehr viel Geld. Es darf jedoch nicht vergessen werden, dass den Frauen jegliche Sicherheit fehlt. Die meisten stehen unter dem Druck der „doppelten Illegalisierung“: Weil der Aufenthaltstitel fehlt, wird auch das Arbeitsverhältnis rechtlich nicht geregelt. Die „neuen Dienstmädchen“ haben weder Arbeitsverträge, die Kündigung und Krankheitsfälle regeln, noch sind sie kranken-, renten- oder unfallversichert. Der Weg zum Arzt ist immer von der Angst vor Entdeckung begleitet. Als Billiglohnkräfte in Deutschland können sie zwar ihre Familien zu Hause versorgen. Sie sehen sich aber oftmals gezwungen, ihre eigenen Kinder in der Heimat zu lassen, wo sie dann selbst von Kindermädchen betreut werden. So entsteht ein paradoxes Phänomen, für das sich mittlerweile die Bezeichnung *global care chain* eingebürgert hat.

Opfer, Ich-AG oder Pionierinnen der Globalisierung?

„Wir haben ermittelt, dass die meisten Betroffenen nach Deutschland kommen, ohne zunächst eine klare Vorstellung von dem zu haben, was sie im Ausland erwartet. Oft müssen sie in ihrem Heimatland ein konkretes Problem lösen und haben Spar- oder Bildungsziele, die sie hier erreichen möchten“, analysiert Helma Lutz. Für die Herkunftsländer der „neuen Dienstmädchen“ geht es um

große Beträge. Die Geldüberweisungen beispielsweise der in Übersee arbeitenden Philippininnen stellen mittlerweile die größte Devisenquelle ihres Landes dar. Etwa ein Viertel der 85 Millionen Einwohner der Philippinen wird heute von Überseearbeiterinnen unterhalten. Die weltweite Lenkung von Angebot und Nachfrage erfolgt oft über das Internet.

Auf zahlreichen *websites* werden Hausangestellte mit Foto und Personenbeschreibung angepriesen.

Viele der Frauen reisen mit einem Touristenvisum oder im Rahmen eines Au-Pair-Programms nach Deutschland. Bei den Au-Pairs hat sich in den letzten Jahren ein heimlicher Wandel vollzogen. In vielen Fällen handelt es sich nicht mehr um ein kulturelles Austauschprogramm, sondern eher um eine internationale Hausange-

eher als eine Art „Ich-AG“, die Dienstleistungen anbietet. Das Bild von der Migrantin als „Opfer“ ist daher differenzierungsbedürftig. Umgekehrt erscheint es angesichts der schwierigen Lebenssituation auch wenig passend, die Haushaltshilfen als risikofreudige „Pioniere“ globalisierter Wirtschaftbeziehungen zu feiern. Da



stelltenvermittlung. Die meisten Arbeitsverhältnisse im Haushalt sind nicht offiziell angemeldet. Im Forschungsprojekt wird dokumentiert, dass die Tendenz zum „modernen Dienstmädchen“ steigend ist. Beinahe schon ist die Situation mit der Ende des 19. Jahrhunderts vergleichbar, als Dienstpersional zu jedem bürgerlichen Haushalt gehörte. Allerdings hat sich die Wahrnehmung gewandelt. Obwohl die Frauen ähnliche Aufgaben wie vor hundert Jahren erfüllen, sehen ihre Arbeitgeber sie nicht als „Dienstmädchen“, sondern als „Hilfe“, um Versorgungsempässe auszugleichen. Und die „Hilfen“ selbst verstehen sich

bei den meisten der Aufenthaltstitel fehlt, sind derzeit laut Arbeitsministerium lediglich 38.000 Dienstmädchen aus dem Ausland sozialversicherungspflichtig beschäftigt. Die Schattenwirtschaft ist um ein vielfaches höher, konkrete Zahlen dazu gibt es aber kaum. Es handelt sich um eine Grauzone, die bislang so gut wie nicht erforscht ist.

Selbstbilder und Lebensperspektiven

Die Münsteraner Forscherinnen untersuchen auch, wie sich interkulturelle Kommunikation, Austauschprozesse, gegenseitige Abgrenzung und Konflikte zwischen Kundin und Haushaltsarbeiterin gestalten. Da es sich bei der Hausarbeit um eine gesellschaftlich wenig anerkannte Tätigkeit handelt, gilt es zu ermitteln, in welcher Weise die oft gut ausgebildeten Hausangestellten die

neue Aufgabe in ihre persönliche Lebensgeschichte integrieren. Un-
erforscht ist noch, wie Frauen in
der Transnationalität leben, wel-
che neuen Lebenspläne und -for-
men sich daraus entwickeln und
wie ihre Familien damit umgehen.
Insgesamt etwa achtzig Interviews
hat Susanne Schwalgin mit rund
vierzig verschiedenen Personen,
Haushaltsarbeiterinnen und Kun-
dinnen, geführt. Den Zugang zu
den Gesprächspartnern zu finden,
gestaltete sich äußerst schwierig.
„Persönliche Netzwerkarbeit war
entscheidend“, berichtet Schwal-
gin von der Problematik, die
Betroffenen überhaupt ausfindig
zu machen. Es galt, Vertrauen auf-
zubauen und zu erhalten. Doch
auch wenn die Verbindungen her-
gestellt waren, sahen sich die For-
scherinnen immer noch mit etli-
chen Schwierigkeiten konfrontiert.
„Die meisten Frauen leben
oder haben in der Illegalität
gelebt und stehen auch nicht
in legalen Arbeitsverhältnissen.
Dementsprechend hegen sie na-
türlich viele Befürchtungen“, er-
läutert Schwalgin. Um das engma-
schige Netzwerk, von dem die
Kontakte leben, aufzubauen und
regelmäßig pflegen zu können,
wurde der Forschungsraum auf
drei Städte beschränkt: Berlin,
Hamburg und Münster. Für die
Wahl der Orte gab es unterschied-
liche Gründe. Hamburg repräsen-
tiert eine Groß- und Hafenstadt,
während die Metropole Berlin
aufgrund der Nähe zu Osteuropa
durch Pendelimmigrantinnen ge-
prägt ist. Aber auch in dem ver-
gleichsweise kleinen Münster
steigt die Nachfrage nach Haus-
haltshilfen. „Der Markt hat sich
entwickelt, weil massiver Bedarf
da ist“, betont Schwalgin.

Heraus aus dem Zwielficht

In der deutschen Öffentlichkeit
wird das Thema bislang weitge-
hend vernachlässigt. Die Müns-
teraner Forscherinnen haben mit
ihrem Projekt aber einen ersten
Schritt zur wissenschaftlichen
Aufbereitung getan. Die Förde-
rung durch die Volkswagenstif-
tung läuft noch bis Mai 2005. Bis
dahin sollen die Ergebnisse in
einem Buch veröffentlicht und im
Rahmen einer internationalen
Konferenz präsentiert werden.
Die Wissenschaftlerinnen bilan-
zieren: „Die Forschung steht in
Deutschland noch ganz am
Anfang, unter anderem auch, weil
das Thema lange Zeit selbst von
der Geschlechterforschung tabui-
siert wurde. Wir wünschen uns
eine öffentliche Debatte über die
neue Dienstmädchenfrage, die
heute noch in einer Art Twilight-
Zone stattfindet“.

Katharina Junge



Der Teufel steckt im Detail

.....
Christiane Schettler und Kathrin Schwarte arbeiten als CTA und MTA im Labor mit kleinstmöglichen Stoffen
.....

Naturwissenschaften und Labor, das sind beinahe Synonyme. Tatsächlich bezeichnet der Begriff, 'Labor' im Allgemeinen den „Platz der forschenden Arbeit“. Ohne weißen Kittel und die Tugenden Reinlichkeit, Ordnung, Disziplin vermutlich Zutritt verboten? Das Fernsehen hat mittlerweile auch die faszinierenden Seiten akribischer Laborarbeit für das Publikum entdeckt und in Szene gesetzt. In TV-Krimis wie *Münster-Tatort* und *CSI - Crime Scene Investigation* werden wir Augenzeugen, wenn Spurensicherungsteams den Bösewicht mit Hilfe mikroskopisch kleiner Fundstücke vom Tatort ermitteln. Elegant inszenierte Detailaufnahmen der Hightechanalyse von Hautpartikeln, Blutstropfen und Kleiderfasern verwandeln die kühle wissenschaftliche Logik der Labormethoden in eine brisante Spurensuche nach des Rätsels Lösung. Aus Medizinisch- und Chemisch-Technischen Assistentinnen werden Detektive. „Tatsächliche sehen einige aus unserem Berufsstand in der Rechtsmedizin ein besonders spannendes Tätigkeitsfeld“, bemerkt Christiane Schettler. Ihre Kollegin Kathrin Schwarte nickt beifällig, vervollständigt aber gleich: „Allerdings zeigt die Erfahrung: Im Grunde tun wir rein technisch ganz ähnliche Dinge wie ein Spurensicherungsteam. Wir wollen bloß niemanden überführen, sondern etwas Neues entdecken“.

Fundamente für die Forschung

Kathrin Schwarte und Christiane Schettler gehören zum Team des Labors für Molekulare Psychiatrie, das im Januar 2003 von Prof. Dr. Volker Arolt gegründet wurde, um genetische Faktoren psychischer Erkrankungen zu erforschen. Kathrin Schwarte arbeitet als Medizinisch-Technische Assistentin im Bereich Molekularbiologie. Christiane Schettler ist Chemisch-Technische Assistentin und Mitglied der Arbeitsgruppe Neurobiologie. „Unser Labor betreibt Grundlagenforschung“, betonen beide. „Wir gehen in kleinen Schritten voran. Bekannte, denen wir von unserer Arbeit erzählen, denken manchmal, dass schon kurz nach Abschluss der Projekte das neue Medikament auf den Markt kommen wird. Bis es so weit ist, können aber tatsächlich sehr viele Jahre vergehen, weil weitergehende Forschung und internationaler Austausch mit anderen Arbeitsgruppen nötig sind“. Ziel dieses Münsteraner Labors ist es, die biologischen Mechanismen von psychischen Erkrankungen wie Depressionen, Schizophrenie und Angsterkrankungen zu verstehen, um langfristig Ansatzpunkte für eine Behandlung zu finden. Mit „Heureka“-Rufen oder dem Stein der Weisen, der einem plötzlich entgegenrollt, darf man an diesem Arbeitsplatz nicht rechnen. „Kein Ergebnis ist auch ein Ergebnis“ heißt ein beliebter Leitsatz von Biologen,

mit dem sie umschreiben, dass vieles erst in langwierigen Ausschlussverfahren ermittelt wird.

Spezialwissen und Fachjargon

Das Labor für Molekulare Psychiatrie hat seine Arbeitsräume zur Zeit noch in einem einstöckigen Pavillon. Der Eingang liegt versteckt hinter dem Gebäude der alten Gerichtsmedizin nahe der Hautklinik. Der Platz in dem kleinen Gebäude wird von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern konsequent genutzt. In einem großen Laborraum sind die Tische entlang den Wänden und an der Fensterfront aufgereiht. Auch die Biologen und Mediziner des Teams arbeiten hier. In einem weiteren Raum ist ein spezieller Arbeitstisch eingerichtet. Eine Glasscheibe trennt die Mitarbeiterin vom Objekt. Der Umzug in ein neues Labor, das seinen Sitz im Hauptgebäude der Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie in der Albert-Schweitzer-Strasse haben wird, steht aber schon kurz bevor.

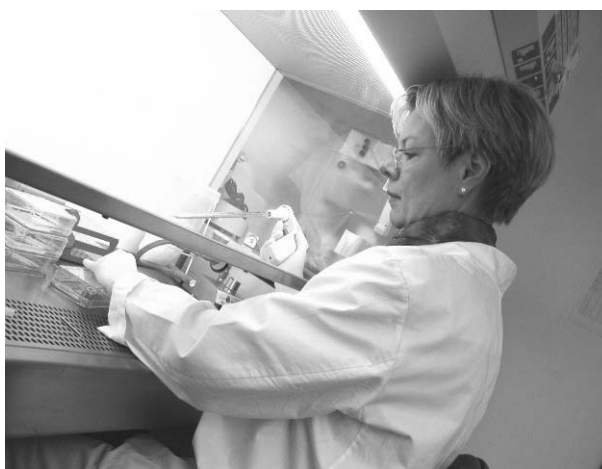
Christiane Schettlers Team analysiert derzeit ein Protein, das möglicherweise eine Rolle bei der Entstehung psychischer Erkrankungen wie den schizophrenen Psychosen spielt. Verschiedene Substanzen werden getestet, um herauszufinden, welche davon geeignet sind, dieses Protein zu unterdrücken. Kathrin Schwartes Arbeitsgruppe typisiert in einem komplexen Verfahren die DNA

von Patienten, die an psychischen Erkrankungen leiden, und vergleicht diese mit den Erbinformationen gesunder Kontrollpersonen. Das Team hofft, auf diese Weise genetische Varianten zu ermitteln, die Einfluss auf das Entstehen dieser Krankheiten haben. Diese Kurzversion der aktuellen Experimente ist bereits eine Fassung für biologische Laien. Das Spezialvokabular, das beide während ihrer Schilderungen ganz selbstverständlich verwenden, bringt auch ihr privates Umfeld manchmal zur Verzweiflung. Feierabendgespräche über Polymerase-Kettenreaktionen, Inkubation im Thermocycler und Gel-Elektrophorese kann man sich nur schwer vorstellen. In Christiane Schettlers Arbeitsgruppe basieren einige Tests auf Untersuchungen an Mäusen und die Chemisch-Technische Assistentin ist daher auch in Debatten über das sensible Thema Tierversuche erfahren. Es ärgert sie allerdings, wenn manche Medien undifferenziert und plakativ darüber berichten. „Sehr positiv an unserer Arbeit ist dafür, dass wir einen intensiven Einblick in die Hintergründe von psychischen Erkrankungen erhalten. Für die meisten ist das noch immer ein Tabuthema, während wir mittlerweile infolge der Diskussionen in den Arbeitsgruppen ungezwungen darüber reden können“. Auch das Lebensalter, traumatische Erlebnisse, soziales Umfeld und Stresssituationen gelten als mögliche Auslösefaktoren für Angst- und Depressionserkran-

kungen, ob es nun die Pubertät oder die Examenszeit im Studium ist. Nikotin- und Kaffee konsum können das Krankheitsbild einiger Erkrankungen verschlimmern, zeigen neuere Forschungsergebnisse. Psychische Vorgänge erweisen sich als eine komplexe Interaktion von biologischen Prozessen und Ereignissen in der Umwelt.

Tüftelei als Berufung

Christiane Schettler traf ihre Berufswahl in direkter Auseinandersetzung mit der Praxis. „Kurz vor dem Schulabschluss wusste ich noch nicht, welche Ausbildung ich machen wollte. Dann habe ich mich für ein Praktikum im Labor beworben“. Als sie in einer Färb-



Christiane Schettler am „Platz der forschenden Arbeit“.

rei in einem Textilunternehmen erstmals die typischen Utensilien dieses Berufs in die Hand nahm, war es Liebe auf den ersten Blick. „Ich fand es faszinierend, mit den verschiedenen Substanzen zu arbeiten, die Mischungen der Farbstoffe anzusetzen und zuzusehen, wie alles miteinander reagiert. Außerdem stimmte die Atmosphäre. Laborarbeit funktioniert immer im Team, alles geht Hand

in Hand“. Nach diesem einjährigen Praktikum begann Christiane Schettler an einer Berufsfachschule in Hannover die Ausbildung zur CTA. Gleich im Anschluss bekam die heute 43-jährige eine Stelle in einem Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der Universität Hannover. „1990 wurde dann unser Sohn geboren und anschließend blieb ich erst einmal sieben Jahre zu Hause“. Als der Sohn älter war und ihr Mann beruflich nach Münster wechselte, bewarb sich Christiane Schettler erfolgreich an der Universität Münster.

Der Satz „Der Teufel steckt im Detail“ war für beide Mitarbeiterinnen nie abschreckend, son-

dern eher eine willkommene Herausforderung. Kathrin Schwartes Berufswunsch stand ähnlich früh fest. „Schon im siebten Schuljahr sagte meine Mutter zu mir: ‚Du gehörst ins Labor!‘, daran kann ich mich noch gut erinnern. Ich habe als Kind immer alles untersucht und auseinander genommen, von der toten Fliege bis zum Vogelnest, und mich enorm für alles rund um das Thema Krankheit interessiert“.

Der erste Schritt ins Berufsleben war bei ihr ein Praktikum in einer Arztpraxis im neunten Schuljahr. „Da habe ich gleich gemerkt, dass mir der Patientenkontakt nicht so sehr liegt, sondern viel mehr die Tüftelei im Labor“. Diese Erfahrung brachte Sicherheit für die berufliche Zukunft. Die Bewerbung an der Universität Münster war erfolgreich und die Ausbildung zur MTA konnte im Oktober

1993 beginnen. „Zuerst habe ich in einem Routinelabor gearbeitet. Dort geht es um die direkte Patientenversorgung und man ist zeitlich gebunden, denn alles muss in der Regel noch am gleichen Tag fertig werden“. Dennoch fand sie die Arbeit abwechslungsreich, weil die Routinetätigkeiten jeden Tag unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern wechselten.

Variationsbreite inklusive

Seit über einem Jahr sind Christiane Schettler und Kathrin Schwarte nun im Labor für Molekulare Psychiatrie beschäftigt. Der Leiter Volker Arolt schrieb bei der Gründung dieser Forschungsstelle eine CTA- und eine MTA-Stelle neu aus. Christiane Schettlers früherer Chef wechselte zu diesem Zeitpunkt gerade nach Frankfurt und so kam ihr eine neue Position in Münster gerade recht. Die 27-jährige Kathrin Schwarte wünschte sich nach sieben Jahren im Routinelabor einen beruflichen Wechsel. Eine Stelle in einem Forschungslabor ist für MTAs und CTAs wegen der Variationsbreite der Tätigkeiten ein sehr attraktiver Arbeitsort. Neben den für die Forschungsprojekte notwendigen Standardexperimenten gehören zu ihrer Arbeit auch die Entwicklung neuer Untersuchungsverfahren und -techniken. Beide kümmern sich um die Bestellungen von Reagenzien und Verbrauchsmaterialien und verwalten mit Hilfe selbst designter Datenbanken die ungeheure Menge an Proben, die für die Experimente gebraucht werden. „Zu unserem Team aus fest angestellten Kräften kommen außerdem durch die Forschungsarbeiten von



Kathrin Schwarte schätzt die Detailarbeit im Team.

Doktorandinnen und Doktoranden immer wieder neue Menschen dazu“. Oft müssen diese neuen Kräfte erst in der Laborarbeit angelernt werden. „Für Biologen ist das schon ein fester Teil ihres Studiums, aber den Medizern muss man häufig erst einmal die Grundlagen beibringen - wie setze ich eine Lösung an, wie arbeite ich mit der Pipette“. Kathrin Schwarte und Christiane Schettler sind hochzufrieden mit ihrer Arbeit und wissen es auch zu schätzen, dass sie beide eine feste halbe Stelle antreten konnten, „die in der Forschung eine Ausnahme ist“. Prof. Arolt sieht in beiden fachlich wie persönlich „ganz ausgezeichnete Mitarbeiterinnen und tragende Mitglieder ihrer Arbeitsgruppen“. Laborarbeit ist Teamwork. „So ein Berufsklima wie hier findet man selten“, da sind sich Christiane Schettler und Kathrin Schwarte einig.

Christiane Streubel

Schmerz nach lass

**Ingrid Gralow leitet das Schmerz-
zentrum des Münsteraner Univer-
sitätsklinikums**

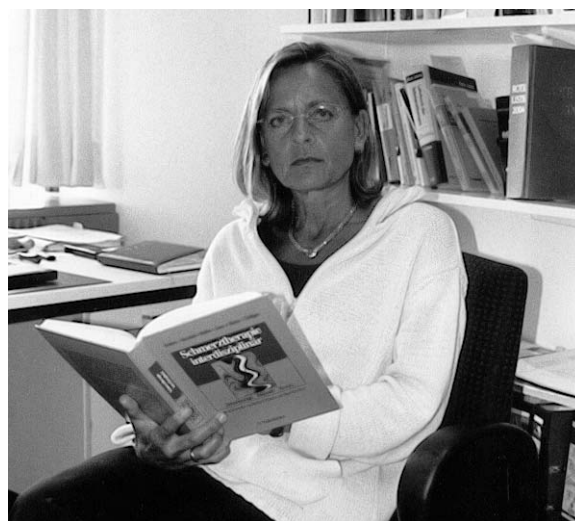
Für Millionen Menschen ist der Ausruf „Schmerz lass nach“ ein unerfüllbarer Wunsch, denn sie leiden unter chronischen Schmerzen. Im Gegensatz zum akuten Schmerz, der auf einer körperlichen Fehlfunktion beruht, quält der chronische Schmerz den Patienten oft ohne erkennbare körperliche Ursache. Die ständigen Schmerzen können sich in vielfältiger Weise ausdrücken - ob es Migräne ist, Stiche im Rücken oder einen sogar der ganze Körper schmerzt. In Deutschland sollen über acht Millionen Menschen an dieser Erkrankung leiden, von denen viele von Ärzten als „therapieresistent“ eingestuft werden.

Doch was macht ein Mensch, der unter einem chronischen Schmerz leidet und für den es zunächst keine Hilfe zu geben scheint? Nach einem langen Leidensweg verlieren viele der Schmerzgeplagten jede Hoffnung. Die Vielzahl der Fälle haben jedoch nach und nach ein Umdenken und eine gesteigerte Spezialisierung auf diesem Gebiet hervorgerufen. Während Krankheiten wie Migräne bis in die jüngere Vergangenheit nur als psychisches Problem oder „Hysterie“ abgetan wurden, hat sich das medizinische Wissen auf diesem Gebiet in den letzten Jahren erheblich erweitert. Denen, die schon keinen Ausweg mehr sahen, wurde damit ihre Glaubwürdigkeit zurückgegeben. Eine der ersten Einrichtungen in Deutschland, die sich auf den Kampf gegen den chronischen Schmerz spezialisiert haben, wird von der Münsteraner Privatdozentin Dr. Ingrid Gralow geleitet. Die Schmerztagesklinik und Schmerzambulanz liegt im West-Turm des Zentralklinikums Müns-

ter und ist der Klinik und Poliklinik für Anästhesiologie und operative Intensivmedizin angegliedert. Die Einrichtung zeichnet sich durch ihren interdisziplinären Ansatz aus und beschäftigt nicht nur Mediziner und Medizinerinnen verschiedener Fachrichtungen, sondern auch Psychologinnen und Sozialarbeiter.

Therapieansatz Interdisziplinarität

„Ich hatte vom Beginn meines Studiums an großes Interesse daran, das Wissen aus Medizin und Psychologie miteinander zu verbinden und psychosomatische Zusammenhänge zu berücksichtigen“. Ingrid Gralow qualifizierte sich daher doppelt, studierte von 1971 bis 1976 Psychologie in Münster und schloss das Zweitstudium Medizin 1982 mit dem 3. Staatsexamen ab. Danach wurde die Schmerztherapie und -diagnostik ihr Spezialgebiet, dem sie sich auch in ihrer 1996 veröffentlichten Habilitation widmete. Im Jahr 1986 übernahm sie die Leitung der Münsteraner Schmerzambulanz und realisierte 1992 das neue Konzept einer Schmerztagesklinik, das als ein Modellprojekt vom Bundesministerium für Gesundheit gefördert wurde und seit 1995 als Regelförderung ein umfangreiches Angebot an Therapien bereitstellt. Neben den stationären Patientinnen und Patienten der gesamten Universitätsklinik werden in dieser Einrichtung Patienten ambulant oder für einen Zeitraum von drei bis



Ingrid Gralow ist auf dem Gebiet der Schmerztherapie eine der Spezialistinnen in Deutschland.

vier Wochen in der Tagesklinik behandelt. Etwa 800 bis 1000 Menschen mit chronischen Schmerzen besuchen diese Einrichtungen jährlich. Die Behandlung stützt sich auf mehrere Säulen.

Alles andere als Wehwehchen

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Schmerzambulanz und der Schmerztagesklinik bieten ein Programm, das auf verschiedenen Ebenen wie Körper, Seele und sozialem Umfeld den Ursachen und Folgen des Schmerzes begegnet. In der Ambulanz hilft das obligatorische Aufnahmegespräch dabei, neben den medizinischen Informationen den gegenwärtigen psychosozialen Hintergrund zu erkunden und aus der Lebens- und Leidensgeschichte darauf zu schließen, welche Therapie sinnvoll sein könnte. Medizinische Untersuchungen klären, welche körperlichen Ursachen für die chronischen Schmerzen verantwortlich sind. Dabei werden auch Fachleute aus anderen Bereichen wie beispielsweise der Neurologie oder der Gynäkologie hinzuge-

zogen. „Für Menschen, die unter einem dauerhaftem Schmerz leiden, entsteht häufig eine Krisenspirale, denn der chronische Schmerz bedingt nicht selten Arbeitsunfähigkeit und Einschränkungen des sozialen Lebens. Das erschwert den Gesundungsprozess zusätzlich“, umreißt Ingrid Gralow die Problemlage. Oftmals entwickeln die Betroffenen ein „Schmerzgedächtnis“. Der ursprüngliche Grund, der den Schmerz auslöste, ist zwar beseitigt, der Schmerz jedoch ist immer noch vorhanden. Andauernde starke Schmerzreize verändern langfristig die Leitungsfähigkeit der Nervenfasern. Die betroffenen Nerven werden überempfindlich und melden dem Gehirn auch leichte Reize oder Berührungen als Schmerz.

Geist und Körper

Die Betroffenen können sich in der Tagesklinik auch einer längeren Therapie unterziehen. Viele Patientinnen und Patienten aus dem Umkreis nutzen diese Möglichkeit zur mehrwöchigen Behandlung, die auf einem multimodalen Konzept beruht. Krankengymnasten und spezialisierte Krankenschwestern bieten beispielsweise Bewegungs- und Entspannungstherapien an, welche auf die Einzelpersonlichkeit zugeschnitten sind. Haben die chronischen Leiden sowohl psychische als auch körperliche Ursachen, so kann der Patient ebenfalls auf eine adäquate Betreuung hoffen. Verschiedene psychotherapeutische Angebote stehen zur Verfügung, wie beispielsweise eine auf Tiefenpsychologie basierende Gruppentherapie. Zudem werden kreative Verfahren wie die Musik- und Kunsttherapie angeboten. „Es ist wichtig, mit dem Patienten gemeinsam einen für seine Psyche und seinen Körper gesünderen Rhythmus zu erarbeiten“, erläutert Ingrid Gralow das Prinzip der

Schmerztagesklinik. Für die Therapeutinnen und Therapeuten ist es in diesem Zusammenhang besonders wichtig, im Gespräch mit den Patienten Feingefühl zu zeigen, um eine umfassende Diagnose zu erstellen. Denn die Betroffenen leiden nicht nur unter verschiedenen Schmerzsymptomen, sie vermitteln diese auch auf unterschiedliche Art und Weise. Oftmals fällt es gerade männlichen Patienten schwerer, sich mit dem psychischen Leiden auseinander zu setzen. Dieses wird dann eher auf die körperliche Ebene verschoben.

Geballtes Fachwissen

Eine weitere Möglichkeit, geeignete Therapien zu finden, bietet die so genannte Schmerzkonferenz, die einmal im Monat in Münster stattfindet. Dort stellen sich Betroffene einem Auditorium vor, das aus 25 bis dreißig Allgemein- und Fachmedizinerinnen und -medizinerinnen besteht. Diese entwickeln in gemeinsamer Beratung Vorschläge zur Behandlung. In der medizinischen Forschung sind chronische Schmerzen und ihre wirkungsvolle Therapie mittlerweile ein wichtiges Thema. Die Deutsche Gesellschaft zum Studium des Schmerzes (DGSS) veranstaltet jährlich in Kooperation mit anderen deutschen und europäischen Schmerzgesellschaften einen Kongress, der im vergangenen Jahr erstmals in Münster tagte. Ingrid Gralow übernahm die Leitung des Kongresses gemeinsam mit ihrem Kollegen Privatdozent Dr. Stefan Evers von der hiesigen Klinik für Neurologie, der auch amtierender Präsident der Deutschen Migräne- und Kopfschmerzgesellschaft ist. In Münster konnten aus diesem Anlass 2.500 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus den Disziplinen Medizin, Psychologie, Krankenpflege und Physiotherapie begrüßt werden.

Zusatzqualifikation Schmerzmedizin

Inzwischen ist die Therapie zur Behandlung chronischer Schmerzen ein anerkannter Bestandteil der medizinischen fakultativen Weiterbildung. Zum selbstverständlichen Inhalt von Studium und Facharztausbildung zählt die Schmerzmedizin noch nicht. Daher ist Eigeninitiative erforderlich, um Wissen auf diesem Gebiet zu erwerben. Die Münsteraner Klinik und Poliklinik für Anästhesiologie und operative Intensivmedizin bietet seit 1997 zusammen mit einer interdisziplinären Arbeitsgruppe des UKM und der Akademie der Ärztekammer Westfalen-Lippe eine interdisziplinäre Zusatzausbildung für Fachärztinnen und -ärzte an. Das theoretische Wissen rund um die spezielle Schmerztherapie wird Interessierten in Form von Seminaren und Vorlesungen vermittelt. Gemeinsam mit dieser Arbeitsgruppe – Hans-Werner Bothe, Stefan Evers, Albert Hürter, Ingo Wilhelm Husstedt und Markus Schilgen – hat Ingrid Gralow im Jahr 2002 ein Buch unter dem Titel „Schmerztherapie interdisziplinär“ herausgegeben. Es bietet Psychologinnen und Medizinern verschiedener Fachrichtungen, die sich für eine Weiterbildung in der Speziellen Schmerztherapie interessieren, eine Sammlung fundierter Informationen.

Doch bei aller Euphorie – eine Schmerztherapie kann keine Wunder vollbringen. Eine ältere Patientin, die an rheumatischen Gelenkschmerzen leidet, wird nicht wieder so gesund und schmerzfrei werden wie eine 20-jährige. „Die Schmerztherapie ist kein Jungbrunnen“, meint Ingrid Gralow. Der Ausruf „Schmerz lass nach“ findet dank der Schmerztherapie dennoch mittlerweile eine wesentlich verständnisvollere Reaktion als ehemals.

Doris Esser



Internetangebote für Eltern und Kinder

<http://www.stadt-muenster.de/baerenstark/>

Die Homepage der Stadt Münster für Eltern, die einen Betreuungsplatz für ihr Kind suchen, wartet mit einem komfortablen Internetangebot auf. Besonderer Service: Über eine Suchfunktion können Eltern sich auf einem interaktiven Stadtplan anzeigen lassen, welche Einrichtungen es in Münster in ihrem Stadtteil oder in der Nähe ihrer Arbeitsstelle gibt. Zudem werden Informationen zu Betreuungsformen, Anmeldeverfahren für Kindergärten und Beratungsdressen zur Kinderbetreuung geboten.

<http://www.muenster.org/eltern-helfen-eltern/>

Der Verein „Eltern helfen Eltern e.V.“ ist der Dachverband Münsteraner Elterninitiativen. Er bietet z. B. eine Vermittlungskartei für Platz suchende Kinder und für Kontakt suchende Eltern, die eine Kindergruppe gründen wollen. Hier gibt es auch Unterstützung für Eltern und Mitarbeiterinnen von Kindergruppen in konzeptionellen und pädagogischen Fragen, in finanzieller und verwaltungstechnischer Hinsicht.

<http://www.bmfsfj.de/Kategorien/Publikationen/Publikationen.html>

Immer einen Mausklick wert ist das Webangebot des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Hier gibt es kostenlose Publikationen zum Download, z. B. zu den Themen „Erziehungsgeld, Elternzeit“, „Väter und Erziehungsurlaub“, „Leitfaden zum Mutterschutz“, „Allein erziehend“, oder „Ein Netz für Kinder - Surfen ohne Risiko?“. Für Fragen zu Erziehungsgeld, Familienförderung und Co. hat das Ministerium ein Servicetelefon eingerichtet. Anfragen sind auch per E-Mail möglich.

<http://www.hoppsala.de/>

„Hoppsala.de“ ist ein übersichtlich gestaltetes Internet-Familienmagazin rund um Familie, Erziehung und Freizeit. Unter anderem werden regelmäßig neue Kinder- und Jugendbücher vorgestellt, es gibt Informationen für junge Familien und eine Kreativecke. Mit Themen, die Kindern unter den Nägeln brennen, beschäftigt sich die Kinderreporterin „Pia Internetta“. Ein besonderes Bonbon für Münsteraner ist die Rubrik „hoppsala für Münster“ mit lokalem Adress- und Serviceteil, der auch Veranstaltungshinweise und Ausflugstipps für Familien im Münsterland beinhaltet.

<http://www.dfv-nrw.de/familienratgeber/familienratgeber.php3>

Der Familienratgeber des Deutschen Familienverbandes Nordrhein-Westfalen informiert über die vielfältigen Unterstützungsleistungen, Einrichtungen und rechtlichen Vorschriften, die für Familien interessant sind. Auf seiner Homepage berichtet der Verband außerdem über die aktuellen Entwicklungen aus der Familienpolitik

<http://www.kindernetz.de/>

Die Internet-Stadt des SWR lädt zum betreuten Chat in die „Quaselsbude“ ein. Zudem können Kinder kostenlos eine eigene kleine Homepage erstellen und ins Kindernetz-Wohnviertel einziehen. Im Infoladen findet sich eine bunte Mischung an kindgerecht aufgearbeiteten Themen wie Europa, Mobbing oder Weltreligionen. Seine sportlichen Fähigkeiten am Computer kann der Nachwuchs in der „SportzArena“ testen. Auch der Spielplatz darf nicht fehlen. Hier kann man sich in Geschicklichkeits-Spielen testen oder Ausmalbilder herunterladen.

Viele weitere Tipps finden sich auf der Homepage der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Münster:

<http://www.uni-muenster.de/Rektorat/Gleichstellung/links.html>

Sandra Kaupmann



„Und nun zu den Lebensaussichten.“

Ist die Chancengleichheit der Geschlechtern schon verwirklicht?

**Waltraud Cornelißen u.a.:
Junge Frauen - junge Männer.
Daten zur Lebensführung und
Chancengleichheit,
Leske und Budrich, Opladen 2002.**

Das Prinzip der Gleichberechtigung von Männern und Frauen ist in der Bundesrepublik Deutschland im Grundgesetz verankert. In den letzten Jahren sind vielerlei Maßnahmen unternommen worden, um die Chancengleichheit der Geschlechter zu verbessern. Auf den ersten Blick scheint es, als sei dies gelungen. Mädchen besuchen weiterführende Schulen genauso häufig wie Jungen und sind an den Universitäten sogar etwas stärker vertreten. Traumberuf und Karriere sollten demzufolge in gleicher Reichweite sein. Sind diese Lebensaussichten aber wirklich real oder doch nur ein schöner Schein? Wer es genau wissen möchte, dem kann eine aktuelle Untersuchung des Deutschen Jugendinstitutes (DJI) empfohlen werden, die im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend erstellt worden ist. Die Autorinnen Waltraud Cornelißen, Martina Gille, Petra Meier, Hannelore Queisser, Monika Stützer und der Autor Holger Knothe dokumentieren und analysieren darin die Interessen, Lebensführung und Chancen von jungen Frauen und Männern im Alter von zwölf bis 29 Jahren. Diese Lebensjahre gelten im Hinblick auf Chancengleichheit als

besonders wichtig, da in dieser Phase „viele Weichen für die Integration und Teilhabe, sowie für die Distanzierung und Ausgrenzung von Frauen und Männern gestellt werden“.

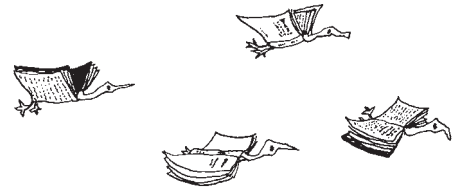
Basierend auf dem Datenmaterial von vier repräsentativen Jugendstudien - Shell-Jugendstudie, IPOS-Jugendstudie, die Jugend- und die Ausländersurvey des DJI - werden sechs unterschiedliche Lebensbereiche von jungen Frauen und Männern betrachtet: Ausbildung und Beruf, die von Jugendlichen gewählte Lebensform, das Freizeitverhalten, gesellschaftspolitisches Engagement, Gesundheits- und Lebensrisiken und schließlich die Jugendkriminalität. Für jeden Bereich werden umfassende Statistiken bereitgestellt, die überwiegend nach Geschlecht, Alter und Herkunft (aus Ost- oder Westdeutschland, aus dem In- oder Ausland) aufgeschlüsselt sind. Wer in diesem Dickicht aus Daten und Fakten den Überblick zu verlieren droht, der kann auf die Resümees zurückgreifen, die sich am Ende jedes Kapitels finden.

Die Resultate zeigen, dass die viel gerühmte Gleichberechtigung und Chancengleichheit zwar auf einem guten Wege, aber noch lange nicht verwirklicht ist. Obwohl junge Frauen ebenso häufig wie junge Männer eine Berufsausbildung abschließen und dabei oft bessere Ergebnisse erzielen, vollzieht sich spätestens mit dem Eintritt in das Berufsleben ein Bruch.

Bei der Suche nach einem Arbeitsplatz haben Bewerberinnen trotz ihrer besseren Abschlüsse insgesamt weitaus schlechtere Chancen auf eine Einstellung als Männer. Die von Frauen gewählten beziehungsweise „die ihnen nahe gelegten Ausbildungsgänge und Berufe“ sind zudem oft ungünstig für eine Karriere. Starke Diskrepanzen zwischen den Geschlechtern finden sich auch bei der Wahl der Lebensform. Zunächst wirkt es, als seien junge Frauen eigenständiger, denn sie ziehen früher aus dem Elternhaus aus als Männer. Frauen gelangen dann aber erneut in persönliche und finanzielle Abhängigkeit, wenn aus einer Partnerschaft Kinder hervorgehen, da sie in aller Regel für einige Zeit aus dem Erwerbsleben ausscheiden und die Versorgung des Nachwuchses übernehmen. Zwar äußern bereits zwei Drittel der unter 30-jährigen Frauen den Wunsch, dass die Elternzeit für Männer selbstverständlicher werden soll. In die Realität umgesetzt wird dies allerdings noch extrem selten.

Die Untersuchung „Junge Frauen – junge Männer“ bietet demnach vielfältigen Wissens- und Argumentationsstoff für alle, die genau hinsehen möchten, inwieweit die Chancengleichheit der Geschlechter bereits verwirklicht ist.

Kristina Scharmacher



Die Weisen aus dem Bücherland

Ratgeberliteratur für Frauen im Beruf auf dem Prüfstand

Patrizia Haucke/Annette Krenovsky:
Gelassen und souverän führen.
Die Stärken des weiblichen
Führungsstils,
Kösel-Verlag, München 2003.

Nele Haasen: Mut zu klaren
Worten. Wie Frauen sich in
Konfliktgesprächen behaupten,
Kösel-Verlag, München 2003.

Eine breite Palette von Ratgebern verspricht in den verschiedensten Lebenslagen Beistand zu leisten und in den aussichtslosesten Situationen Abhilfe zu schaffen. Gerade für die Zielgruppe ‚Frauen im Beruf‘ steht mittlerweile ein enormes Angebot an Helfern in Papierform zur Verfügung. Doch wie sinnvoll sind diese Ratgeber? Vermag ein Buch wirklich, in Krisenzeiten zu helfen?

Der Kösel-Verlag in München hat sich seit einigen Jahren auf „Lebenshilfen“ für Frauen spezialisiert, die im Berufsleben stehen. Die hier vorgestellten Bände sind Teil des Verlagsprogramms *Frau + Beruf*. Beide Bücher haben eine ansprechende Aufmachung und sind in gut verständlicher Sprache geschrieben. In regelmäßigen Abständen wird der Fließtext durch Checklisten, Fallbeispiele und Tipps unterbrochen, welche die wichtigsten Ergebnisse anschaulich zusammenfassen.

Patrizia Haucke und Annette Krenovsky sind als Beraterinnen und Coaches in Berufs- und Karrierefragen tätig. Der Klappentext

verspricht „Dieses Buch bereitet Sie auf den Führungsjob vor“. Denn nach Meinung der Autorinnen trifft eine Frau in einer leitenden Position auf ganz andere Probleme als ein Mann, auf „Herausforderungen, mit denen sie vorher einfach nicht gerechnet und auf die sie niemand vorbereitet hat“. Dadurch könne die Freude an der neuen Position stark getrübt werden. Haucke und Krenovsky gliedern ihre Darstellung in sechs Problemfelder, die alle ausdrücklich auf Frauen bezogen werden: Macht, Angst vor dem Verbiegen, Energieräuber, Führungsinstrumente, Männerwelt und Frauen unter Frauen.

In jedem Kapitel finden sich interessante Beobachtungen und hilfreiche Ratschläge für einen erfolgreichen Führungsstil, die anhand glaubwürdiger Fallbeispiele konkret gemacht werden. Mit fortgesetzter Lektüre irritierend wirkt jedoch das Grundkonzept des Buches. Es beruht auf der konsequent angewandten Hypothese von „typisch“ weiblichen und männlichen Charaktereigenschaften. Das angeblich Typische gerinnt im Verlauf der Darstellung zum Stereotyp. Als selbstverständlich vorausgesetzt wird etwa, dass Frauen eine skeptische Haltung gegenüber der Ausübung von Macht haben, was negative Konsequenzen für die Leistungen der Angestellten haben kann. Zugleich gehen die Ratschläge von „typisch weiblichen Stärken“ aus und erläutern, wie

man diese im Beruf bewusst gegen die „Spielregeln der Männerwelt“ einsetzen kann. Das Geschlechterbild, das in *Gelassen und souverän führen* transportiert wird, erscheint in der Gesamtwirkung daher etwas simpel. Der gefühlsbetonten, vorsichtigen und ängstlichen Frau, die Schwierigkeiten damit hat, andere zu führen und klar ihre Meinung auszudrücken, steht implizit der souveräne, selbstsichere Mann gegenüber, der jede Firma mit völliger Überlegenheit und Konsequenz zu leiten weiß. Diese Verallgemeinerungen werfen automatisch die Frage auf, ob tatsächlich jeder Mann nach den gleichen Spielregeln und mit Leichtigkeit seine Firma navigiert, während jede Frau in einer Führungsposition mit der „Stutenbissigkeit“ ihrer neidischen Kolleginnen zu kämpfen hat und sich scheut, Verantwortung zu übernehmen. Vor diesem Hintergrund ist der Ratgeber sicherlich kaum geeignet, Patentlösungen für jede Frau bereit zu stellen. Manche Leserinnen, aber auch Leser, werden sich möglicherweise in einzelnen der beschriebenen Verhaltensweisen wieder erkennen und die Anregungen zur Verhaltensänderung hilfreich finden. Das Plädoyer für einen „gelassenen Führungsstil“ kann beide Geschlechter darin bestärken, sich durch selbst verordneten Perfektionismus und das „Everybody's Darling-Syndrom“ nicht den Spaß an einer Führungsposition nehmen zu lassen.

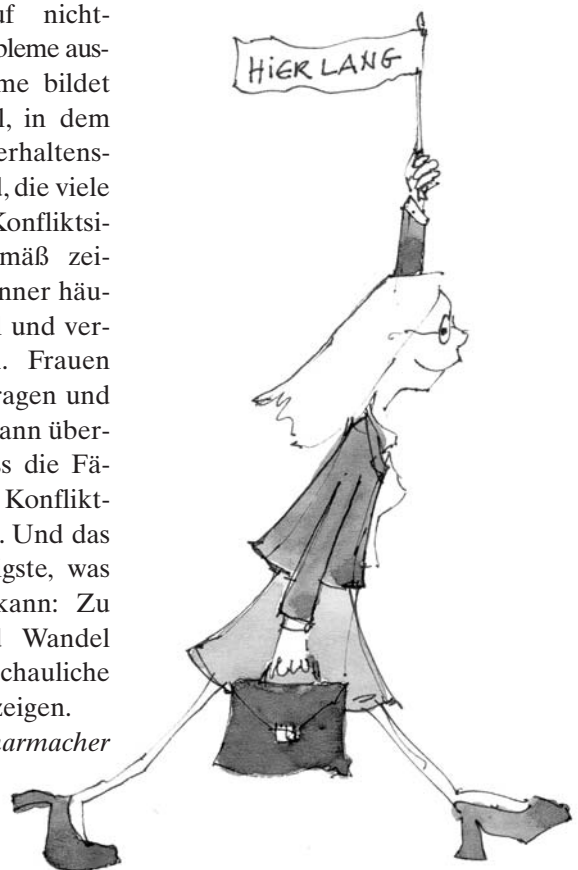


Mut zu klaren Worten von Nele Haasen verzichtet angenehmerweise auf geschlechterschematische Voraussetzungen. Die Autorin arbeitet als freiberufliche Trainerin in den Bereichen Mentoring, Gesprächsführung und Konfliktmanagement und möchte mit ihrem Ratgeber zu einer erfolgreichen Bewältigung von Konfliktsituationen beitragen. Der Schwerpunkt liegt auf Auseinandersetzungen im Berufsleben. Anhand von exemplarischen Situationen soll dargelegt werden, „wie Konfliktgespräche konstruktiv, selbstbewusst und klug geführt werden können“. Haasen macht schon in der Einleitung klar, dass die Anregungen in ihrem Buch nicht auf alle denkbaren Konstellationen übertragbar sind, da jeder Mensch Konflikte verschieden erlebt. „Deshalb kann es keine Techniken oder ‚Rezepte‘ geben, mit denen sie für alle künftigen Konflikte gewappnet sind. Was in einer Situation passt, ist in einer anderen weniger hilfreich“.

Das Kapitel „Ich-Perspektive“ fragt zunächst danach, wie ein jeder selbst dazu beitragen kann, Konfliktsituationen möglichst früh und konstruktiv zu lösen. Wie lernt man seine eigenen typischen Konfliktmuster und Verhaltensweisen kennen? Mit der Perspektive des ‚Gegners‘ beschäftigt sich der folgende Abschnitt. Eine respektvolle Haltung dem Gesprächspartner gegenüber kann entscheidend zur Klärung von Meinungsverschiedenheiten beitragen. Im weiteren Verlauf der Darstellung werden konkrete Beispiele für Konfliktsituationen und für die Planung von Konfliktgesprächen vorgestellt. Die Autorin

gibt allerdings auch zu bedenken, dass manche Auseinandersetzungen „für den einzelnen nicht lösbar sind und professionelle Hilfe von außen benötigen“. In sympathischer Offenheit werden somit die Grenzen eines Konfliktratgebers in Buchform eingestanden. Eigentlich ist es überflüssig, dass dieses Buch den Aufdruck „Frau und Beruf“ trägt, denn sämtliche Tipps sind ebenso nützlich für Männer. Die Konzentration auf die weibliche Zielgruppe wird in der Einleitung gleichwohl nachvollziehbar begründet: Frauen würden infolge einer besonderen Sozialisation nach wie vor mehr als Männer dazu angehalten, ihre Forderungen und Interessen in kontroversen Diskussionen zurückzustellen. Die konkreten Ausführungen des Buches sind dann aber überwiegend auf nicht-geschlechtsspezifische Probleme ausgerichtet. Eine Ausnahme bildet ein kurzes Unterkapitel, in dem auf unterschiedliche Verhaltensmuster hingewiesen wird, die viele Männer und Frauen in Konfliktsituationen erfahrungsgemäß zeigen würden. So sind Männer häufig offensiver, reden viel und versuchen zu überzeugen. Frauen hingegen stellen eher Fragen und hören zu. Nele Haasen kann überzeugend vermitteln, dass die Fähigkeit zu konstruktiven Konfliktgesprächen erlernbar ist. Und das ist vielleicht das wichtigste, was ein Ratgeber leisten kann: Zu Selbstbeobachtung und Wandel ermutigen und auf anschauliche Weise Lösungswege aufzeigen.

Kristina Scharmacher





Erfolgswegen von Frauen

Eine Vortragsreihe an der Universität Münster vom 4.11.2004 bis 3.2.2005

Die Unterrepräsentanz von Frauen in Führungspositionen in Deutschland ist seit langem ein unbestreitbares Faktum. Die Frauen-/Genderforschung hat seit den siebziger Jahren analysiert, auf welche Weise Machtverhältnisse reproduziert und aufrechterhalten werden. Mittlerweile existieren ernsthafte Bestrebungen von Seiten der Politik, die gesellschaftliche Schieflage gerade zu rücken und der Segregation in der (post)industriellen Arbeitswelt entgegenzuarbeiten. Ohne politische Maßnahmen ist das Versprechen geschlechtergerechter Partizipation sicherlich nicht einlösbar. Doch auch wenn die Fakten eine klare Sprache sprechen, sind die Lösungsansätze so unterschiedlich wie die politischen Ansichten selbst. Es existiert kein Königsweg für die Überwindung dieses Ungleichgewichts.

Tatsächlich gibt es trotz gesellschaftlicher Barrieren bereits einige erfolgreiche Frauen, die Machtpositionen und Einfluss erreicht haben, sei es in Politik, Wissenschaft oder Wirtschaft. Was ist der Schlüssel zu ihrem Erfolg? Spielte ihr Geschlecht aufgrund anderer Faktoren wie Herkunft oder Bildung keine Rolle oder waren politische Einstellung, besonders ausgeprägter Ehrgeiz oder außergewöhnliches Glück entscheidend? Die Vortragsreihe „Macht, Erfolg und Karriere: Der Weg von Frauen

in Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Medien“, die von November 2004 bis Februar 2005 an der Universität Münster stattfindet, setzt sich zum Ziel, jungen Frauen und Männern einen Einblick in unterschiedliche Karrierewege weiblicher Führungspersonen zu geben. Organisatorinnen sind Prof. Dr. Brigitte Young und Dr. Ece Göztepe vom Institut für Politikwissenschaft, die die Veranstaltung in Zusammenarbeit mit der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Münster ausrichten.

Karriere-Geschichten

Elf Referentinnen haben ihr Kommen zugesagt, um an der Universität Münster über persönliche Erfolgswege zu berichten. Das Gebiet der Politik vertreten Christine Bergmann, ehemalige Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Birgit Fischer, Ministerin für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie in Nordrhein-Westfalen, Bärbel Höhn, Ministerin für Umwelt, Raumordnung und Landwirtschaft in NRW, und Miriam Meckel, Staatssekretärin für Europa, Internationales und Medien im Geschäftsbereich des Ministerpräsidenten NRW. Alle vier haben sich in ihren Politikbereichen einen Namen als kämpferische Persönlichkeiten gemacht. Vier weitere Referentinnen repräsen-

tieren Universität und Wissenschaft. Sprechen werden Bettina Böhm, Kanzlerin der Universität Münster und mit 37 Jahren eine der jüngsten Führungskräfte an der Verwaltungsspitze einer Universität, die Soziologin Diane Elson, Expertin für globalen sozialen Wandel und Geschlechtergerechtigkeit, Sonja Bischoff, Professorin für Betriebswirtschaftslehre, die seit vielen Jahren über Männer und Frauen in Führungspositionen forscht, und die Politologin Barbara Riedmüller, die nicht nur streitbare Fachfrau für Sozialpolitik und Arbeitsmarkt, sondern auch erfolgreiche Krimiautorin ist. Für den dritten Bereich, Geschlechtergerechtigkeit in der Arbeitswelt und Karriereberatung, stehen drei weitere Gäste: Christine Färber von *Competence Consulting* berät seit vielen Jahren Führungskräfte aus Wissenschaft und Politik, Eva-Maria Roer tritt als Mitarbeiterin der Organisation *TOTAL E-QUALITY* für Chancengleichheit von Frauen und Männern in Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Verwaltung ein, die bekannte Erziehungswissenschaftlerin Barbara Schaeffer-Hegel schließlich ist Mitbegründerin und Vorstandsvorsitzende der *Europäischen Akademie für Frauen in Politik und Wirtschaft*, ein unabhängiges Bildungszentrum für den weiblich-

en Führungsnachwuchs. An elf Abenden werden diese erfolgreichen Frauen in der Zeit vom 4. November 2004 bis zum 3. Februar 2005 zu Gast im Hörsaal 1 des Schlosses sein, um darüber zu berichten, welche Erfolgsstrategien sie für wichtig halten und inwieweit diese für ihre eigene Karriere eine entscheidende Rolle gespielt haben.

Vorbildfunktionen

Das Programm wird von der Überzeugung geleitet, dass Geschlechtergerechtigkeit nur durch einen langfristigen mentalen Wandel zu erreichen ist, der die Wertvorstellungen in der Gesellschaft betrifft. Angestoßen werden kann dieser sowohl durch das gezielte Mentoring von Frauen, in dem der Umgang mit Macht und eine erfolgsorientierte Karriereplanung eingeübt werden, als auch durch die Präsentation von Vorbildern. Um so sichtbarer die Erfolgsbiografien von unterschiedlichen Frauen in der Gesellschaft sind, desto selbstverständlicher ist auch ihr Interesse für eine eigene Karriere. Erschüttert wird auf diese Weise die Vorstellung, es gäbe nur *ein* denkbares Frauenbild. An seine Stelle treten vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten des privaten und beruflichen Lebens.

Ece Göztepe

„Macht, Erfolg und Karriere:
Der Weg von Frauen in
Wirtschaft, Wissenschaft,
Politik und Medien“
veranstaltet von:
Prof. Dr. Brigitte Young
Dr. jur. Ece Göztepe

In Zusammenarbeit mit der
Gleichstellungsbeauftragten der
WWU Münster Dr. Marianne
Ravenstein

Veranstaltungsort:
Hörsaal 1 (im Schloss)

Termine:
jeweils donnerstags um 19 Uhr c.t.

Ministerin Birgit Fischer
Ministerin für Gesundheit, Soziales,
Frauen und Familie, NRW
4. November 2004

Dr. rer.pol. Christine Färber
Competence Consulting / Potsdam
11. November 2004

Prof. Dr. Diane Elson
Marie-Jahoda-Gastprofessorin an
der Ruhr-Universität Bochum WS
2004/2005; University of Essex
18. November 2004

Dr. Bettina Böhm
Kanzlerin der WWU Münster
25. November 2004

Prof. Dr. Sonja Bischoff
Hamburger Universität für Wirtschaft
und Politik
2. Dezember 2004

Ministerin Bärbel Höhn
Ministerin für Umwelt, Raumordnung
und Landwirtschaft, NRW
8. Dezember 2004

Prof. Dr. Barbara Schaeffer-Hegel
Europäische Akademie für Frauen in
Politik und Wirtschaft Berlin e.V.
16. Dezember 2004

Dr. Christine Bergmann
Bundesministerin für Familie, Senioren,
Frauen und Jugend a.D.; SPD-Landesverband
Berlin
13. Januar 2005

Prof. Dr. Miriam Meckel
Staatssekretärin für Europa, Internationales
und Medien im Geschäftsbereich des
Ministerpräsidenten NRW
20. Januar 2005

Prof. Dr. Barbara Riedmüller
Freie Universität Berlin; FB Politik-
und Sozialwissenschaften; Senatorin
für Wissenschaft und Forschung
des Landes Berlin a.D. (1989-1991)
27. Januar 2005

Eva-Maria Roer
TOTAL-E-QUALITY Deutschland e. V.
3. Februar 2005

Wilhelmine Nr. 13

Februar 2005

Auflage: 2.000

Herausgeberin:

Die Gleichstellungsbeauftragte der
Westfälischen Wilhelms-Universität Münster

Dr. Marianne Ravenstein

Anschrift:

Büro der Gleichstellungsbeauftragten
der Universität Münster

Georgskommende 26

48143 Münster

Tel.: (0251) 83-29 70 8

Fax: (0251) 83-29 70 0

E-mail: gleichstellungsbeauftragte@uni-muenster.de

Redaktion:

Christiane Streubel M. A.

E-mail: streubel@uni-muenster.de

Mitarbeiterinnen dieser Ausgabe:

Doris Esser

Dr. Ece Göztepe

Astrid Haas M. A.

Katharina Junge

Natalie Jurewitz

Sandra Kaupmann

Daniela van der Pütten

Kristina Scharmacher

Jessica Upritchard

Illustrationen:

Juliane Grünthal

Fotos:

Doris Esser (4)

Peter Grewer (1)

Katharina Junge (1)

Natalie Jurewitz (1)

Daniela van der Pütten (1)

Christiane Streubel (8)

Layout:

Annette Gallner

Titelumschlag:

Gestaltung Annette Gallner

Fotos Doris Esser

Illustration Juliane Grünthal

Druck:

Sieweke Druck, Soest

